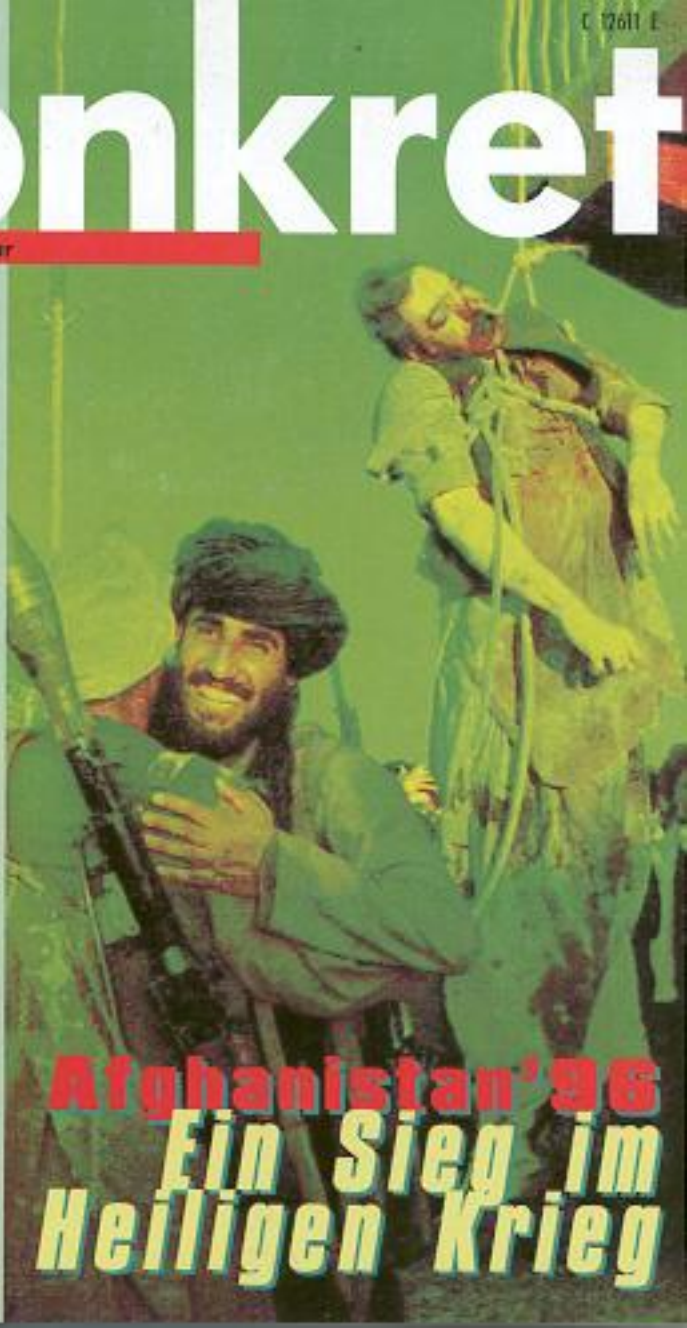
Heft 11 November 1996 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- O. Köhler: Der Lübecker Prozeß
- PDS vor Jerusalem: Kinkels Fedayin
- Mythos Gewerkschaft: Simulanten des Klassenkampfs
- Tierrechte: Von Pinschern für Pinscher?
- Dissident G. de Bruyn: Selbstporträt eines Heuchlers



Afghanistan '96
Ein Sieg im Heiligen Krieg

in konkret November 1996

hier konkret von Günter Amendt
US-amerikanische Zeitungen haben enthüllt, daß die CIA der nicaraguanischen Contra in den achtziger Jahren zur Geldbeschaffung Drogenimporte in die USA und Drogenhandel auf dem US-Markt ermöglicht hat. Das hat weltweites Aufsehen erregt. KONKRET fragte bei dem Drogenexperten Günter Amendt (»Die Droge. Der Staat. Der Tod. Auf dem Weg in die Drogengesellschaft«, Rowohlt, Reinbek 1996) nach

von konkret

an konkret

Panik und Circenses von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Termine

Von Peshawar nach Sarajevo von Justus Wertmüller
Ein Sieg im Heiligen Krieg oder Wie der Antiimperialismus zu einer deutschen Volksbewegung wurde

Kinkels Fedayin von Jürgen Elsässer
Das Auswärtige Amt will Israel Mores lehren – die PDS ist begeistert

Zu Protokoll
Unparteiische Menschenfreunde und Friedensengel – so sehen sie sich am liebsten, die Deutschen auf dem Balkan, und so werden sie auf allen Kanälen gern gezeigt. Jetzt hat das ARD-Magazin »Monitor« (Leitung: Klaus Bednarz) das Bild mit einem Zipfel Wahrheit gestört: Der deutsche Leiter der EU-Delegation ist ein BND-Agent, der zwischen Nahrungsmitteln versteckte deutsche Waffen an die Muslime weiterleitete

Szenen einer Gutweltmacht von Heiner Möller
Auch wenn es mit dem Ständigen Sitz im UN-Sicherheitsrat vorerst nichts werden will: Das Menschenrecht der Bundesregierung auf deutsche Großmachtpolitik wird seit 1990 immer lauter eingefordert

Lübecker Prozeß von Otto Köhler
Im Strafverfahren gegen Safwan Eid gibt sich die Staatsanwaltschaft alle Mühe, den Anschein der Rechtsstaatlichkeit zu vermeiden

Zum Paket verschnürt von Gaby Hommel
Eine viertel Million Menschen werden jährlich aus Europa abgeschoben. Mit welchen Methoden, hat sich der belgische Buchautor und Journalist Chris de Stoop aus der Nähe angeschaut

Nationale Sinnstiftung von Felix Krebs, Andreas Speit
Zu Ehren seines Eisernen Amtsahnen wünscht sich der Kanzler eine Bundesstiftung. Unter dem Wappen Otto v. Bismarcks sammeln sich derweil alte Junker, neue Rechte und Geschichtsrevisionisten

Echt geheim von Oliver Tolmein
Die »Taz« und die Dialektik der 4. Staatsgewalt

Simulanten des Klassenkampfs von Robert Kurz

Über das Ende des Sozialstaats und die Paralyse der sozialen Bewegung

Staatsschutz und Gewerkschaft von Georg Fülberth
Dem langjährigen IG Metall-Vorstandsmitglied Heinz Dürrbeck soll der Prozeß gemacht werden – wg. Beihilfe zur Verschleppung des »Metall«-Redakteurs Heinz Brandt in die DDR im Jahre 1961

Übliche Einzeltäter von Leonard Zeskind
In wenigen Wochen beginnt in Denver (Colorado) der Prozeß gegen die mutmaßlichen Attentäter von Oklahoma City. Die Staatsanwaltschaft beschränkt sich auf zwei Einzeltäter. Die Verteidigung und US-Rechtsradikale spinnen allerlei Verschwörungstheorien

Farrakhan-PR von Michael Hahn

In diesem SinneCorinos Wunschvita von Stefan Ripplinger

In diesem SinneInnerer Gauleiter von Michael Schilling

In diesem SinneNeue Rechtsschreibung von Kay Sokolowsky

Entropie im Gepäck von Carl Freytag
Wie sich die Welt im Kopf des Denkfabrikanten Manfred Wöhlcke malt

Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth, Stefan Ripplinger, Dietrich Kuhlbrodt, René Martens, Kay Sokolowsky

Deutschlandbilder, perforiert von Max Annas

Die Welt als Schrulle und Verstellung von Hermann Kant
»Vierzig Jahre«: Der Schriftsteller Günter de Bruyn hat seine Erinnerungen an die DDR und sein Wirken in ihr veröffentlicht. Herausgekommen ist das Selbstporträt eines Heuchlers

Dabeisein ist alles von Kay Sokolowsky
Eine Mini-Serie über das Fernsehen als Halbbildungsanstalt und Apparat zur Vernichtung von Integrität. Erste Folge: Von Werner Höfer zu Roger Willemsen

Buch & Deckel von Susanne Fischer
Javier Tomeo: Das Verbrechen im Orientkino. Wagenbach, Berlin 1996, 160 Seiten, 36 Mark

Buch & Deckel von Günter Giesenfeld
Robert McNamara und Brian VanDeMark: Vietnam. Das Trauma einer Weltmacht. Hoffmann und Campe, Hamburg 1996, 512 Seiten, 49,80 Mark

Buch & Deckel von Michael Ringel
Johannes Mario Simmel: Träum den unmöglichen Traum. Droemer Knaur, München 1996, 640 Seiten, 45 Mark

Buch & Deckel von Gaby Hommel
Ute Osterkamp: Rassismus als Selbstentmächtigung. Texte aus dem Arbeitszusammenhang des Projekts Rassismus/Diskriminierung. Argument-Sonderband 1996, 237 Seiten, 29 Mark

Buch & Deckel von Jens Hoffmann
António Lobo Antunes: Die natürliche Ordnung der Dinge. Carl Hanser Verlag, München 1996, 344 Seiten, 45 Mark

Buch & Deckel von Erwin Riess

Arnold Paucker: Standhalten und widerstehen. Der Widerstand deutscher und österreichischer Juden gegen die nationalsozialistische Diktatur. Klartext Verlag, Essen 1995, 70 Seiten, 16,80 Mark

Buch & Deckel von Oliver Tolmein

Barbara Broggini, Nathan Steinberger: Ein biographisches Gespräch über Stalinismus und Antisemitismus. Edition ID-Archiv, Berlin/Amsterdam 1996, 142 Seiten, 24 Mark

Buch & Deckel von Susanne Fischer

Marlene Streeruwitz: Verführungen. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1996, 296 Seiten, 38 Mark

Buch & Deckel von Holm Friebe

Christopher Buckley: Danke, daß Sie hier rauchen. Haffmans Verlag, Zürich 1996, 348 Seiten, 39 Mark

Roths Theater von Layla Dawson

Mit seinem Roman »Sabbaths Theater« hat der amerikanische Schriftsteller Philip Roth eine farcenhafte Karikatur des wandernden Juden gezeichnet

Melodie & Rhythmus von Christoph Keller

Hans Werner Henze: »Autobiographische Mitteilungen 1926-1995. Reiselieder mit böhmischen Quinten«. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1996, 627 S., 68 Mark

Melodie & Rhythmus von René Martens

DJ Shadow: Endtroducing...; MoWax/edel. DJ Vadim: USSR Repetoire (The Theory of Verticality); Ninja Tune/RTD

Melodie & Rhythmus von Michael Rudolf

Trey Gunn: The Third Star; King Crimson: THRaKaTTaK; V.A.: The Young Person’s Guide To Discipline; alle bei Discipline Global Mobile Records

Von Pinschern für Pinscher? von Oliver Tolmein

Nicht alle Rechten sind tierlieb. Und Tierquälerei schadet auch den Menschen. Das Tierschutzgesetz hilft aber nur der deutschen Schlachtindustrie. Ein Exkurs in die Welt der Rechte und der Menschen

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Film & Theater von Michael Hahn

Hinter diesen Mauern ...

Film & Theater von Jan Pehrke

Die Jury

Film & Theater von Dietrich Kuhlbrodt

Cemile

Film & Theater von Kay Sokolowsky

Last Man Standing

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/96, S. 3

Günter Amendt

hier konkret

US-amerikanische Zeitungen haben enthüllt, daß die CIA der nicaraguanischen Contra in den achtziger Jahren zur Geldbeschaffung Drogenimporte in die USA und Drogenhandel auf dem US-Markt ermöglicht hat. Das hat weltweites Aufsehen erregt. KONKRET fragte bei dem Drogenexperten Günter Amendt (»Die Droge. Der Staat. Der Tod. Auf dem Weg in die Drogengesellschaft«, Rowohlt, Reinbek 1996) nach

Überrascht dich die Nachricht?

Daß die Contra im lateinamerikanischen Kokainhandel mit-gemischt hat, war bekannt. Bekannt war auch, daß sie über CIA-gesteuerte Aktionen mit US-Waffen versorgt wurde. Das alles war, nebenbei gesagt, damals schon in KONKRET zu lesen. Bekannt ist schließlich auch, daß sich Mitte der Achtziger in den USA zunächst an der Westküste eine neue Verarbeitungs- und Konsumform von Kokain durchsetzte. »Mercury News« hat nun diese drei bekannten Tatsachen in einen Zusammenhang gebracht, und der ist neu. Die CIA hat nicht nur mit Drogenhändlern Waffendeals durchgezogen, sie hat das aufgekaufte und zu Crack verarbeitete Kokain auch zielgerichtet auf den US-amerikanischen Markt gebracht bzw. bringen lassen.

Du hast immer gesagt, es stimme etwas nicht mit der Droge Crack, und das sei ihr Preis. Löst die jetzige Enthüllung auch dieses Rätsel?

Wenn man den Endverkaufspreis für 1 Gramm Kokain und den Endverkaufspreis für 7 Crack-Joints, hergestellt aus 1 Gramm Kokain, nebeneinanderstellt, ergibt sich eine unerklärliche Preislücke: Die 7 Crack-Joints kosten etwa die Hälfte von einem Gramm Kokain. Dieser Widerspruch löst sich nun auf: Die CIA hat nicht nur Kokain in die Ghettos der Westküste geschleust, sie hat es unter Ausschaltung verschiedener Handelsstufen zu einem Dumpingpreis an die Konsumenten gebracht. Nur so konnte Straßen-Crack als Billigdroge sich durchsetzen.

Was soll das Interesse der CIA daran gewesen sein?

Über den Handel mit Kokain die Finanzmittel für die Contra zu beschaffen, die der US-Kongreß dem Präsidenten Reagan verweigert hatte. Drogen sind seit je nicht nur Suchtmittel, sondern auch Zahlungsmittel. Daß mit der Innovation einer neuen Droge mit hohem Suchtpotential und hohem Mortalitätsrisiko vor allem die afroamerikanische Bevölkerung geschädigt wurde, nahmen die CIA-Dealer billigend in Kauf.

Und wußte die zum Krieg gegen die Drogen bestellte DEA, die Drug Enforcement Agency, von allem nichts?

Die DEA ist organisatorisch eigenständig, auch wenn viele ihrer Agenten das Handwerk bei der CIA gelernt haben. Politisch ist sie der CIA untergeordnet, und zwar immer dann, wenn das »second target«, das zweite Kriegsziel, für wichtiger erachtet wird als das erste, der Kampf gegen Drogen. Die Politik des »second target«, nämlich Aufstandsbekämpfung und politische Kontrolle, ist offizieller Bestandteil der amerikanischen Drogen-Kriegsführung. Auf diese Weise wurde die DEA bereits in Afghanistan Mitte der Achtziger mit dem Hinweis auf »übergeordnete Interessen« brüskiert und um ihre Erfolge gebracht. In meinem Buch *Der große weiße Bluff* (Konkret Literatur Verlag) habe ich 1987 einen DEA-Beamten zitiert, der sich in einem Bericht an den US-Kongreß beschwerte: »In dieser Region, wie auch in Zentralamerika, arbeiten die CIA und Beamte der Drogenfahndung gegeneinander. Die CIA will die Mujahedin im Krieg gegen die Russen und Afghanen unterstützen. Das schließt Unterstützung bei der Beschaffung von Waffen ein ...« Daß die DEA und die CIA letztlich doch Diener eines Herren sind, belegt die Schlußfolgerung des DEA-Beamten: »Wenn die USA ihre Militärhilfe nicht erhöhen, dann ist die einzige Quelle, um an Waffen ranzukommen, der Handel mit Haschisch, Opium und Heroin.«

An welchen internationalen Krisenherden spielen derzeit Drogenanbau und Drogenhandel eine Rolle?

Erstens Afghanistan, wo der von Reagan zum Freiheitskämpfer gekürte Hekmatyar plötzlich auch in den US-Medien wieder zu dem wird, was er immer war: ein »drug lord«. Zweitens gibt es Gerüchte und Indizien zu Drogen-Waffen-Deals im jugoslawischen Bürgerkrieg. Das gilt auch für den türkisch-kurdischen Krieg. Und schließlich erwarten alle internationalen Experten eine neue Angebotsfront aus den südlichen GUS-Republiken, von denen die meisten traditionelle Mohn-Anbaugebiete sind. Spätestens wenn die Bürgerkriege dort losbrechen, wird es eine Flut von Heroin aus diesen Gebieten geben. Und Lateinamerika in Permanenz, wobei als größter Gefahrenherd nicht mehr die kolumbianischen Kartelle gelten, sondern, seit Mexico in der Freihandelszone Nafta mit den USA und Kanada verbunden ist, das mexikanische »Golfkartell«.

Sind auch deutsche Dienste im Drogengeschäft tätig?

Zur Produktion von Fahndungserfolgen hat der BND, laut »Stern«, im Vorfeld von bayerischen Landtagswahlen einen Kokain-Deal angeschoben. Von Operationen, die mit denen der CIA vergleichbar wären, ist mir nichts bekannt.

In dem Flugzeug, mit dem der kolumbianische Präsident Ernesto Samper zur UN-Vollversammlung nach New York kommen wollte, wurden kurz vor dem Abflug größere Mengen Heroin entdeckt. Was, bitte, soll man davon halten?

Zum jetzigen Zeitpunkt ist unklar, wer die Droge im Präsidentenflugzeug plaziert und wer den Tip gegeben hat. Interessant ist aber: Es wurde Heroin und nicht, wie zu erwarten gewesen wäre: Kokain gefunden. Das ist ein Indiz dafür, daß es den lateinamerikanischen Drogenhändlern gelungen ist, mit Hilfe von südostasiatischem Knowhow eine eigene Mohn- bzw. Heroinproduktion aufzuziehen und über ihre bereits bestehenden Kanäle auf den US-Markt zu bringen. Dabei handelt es sich um hochwertige Ware, weil anders in einen bereits aufgeteilten Markt nicht einzudringen ist.

»Newsweek« berichtet von einer Renaissance von Heroin in den USA und macht dafür das schlechte Beispiel von Hollywood verantwortlich.

Von einer Renaissance kann keine Rede sein. Heroin ist in der öffentlichen Auseinandersetzung schlicht vergessen worden, war aber immer am amerikanischen Markt präsent. Unbestreitbar ist – soweit man Statistiken vertrauen kann – ein Anstieg des Heroin-Konsums wie des Drogen-Konsums insgesamt. Es fällt auf, daß die Republikaner das Drogen-Problem als Spitzenthema auf ihre Agenda gesetzt haben und dabei, wie auch »Newsweek«, die US-Unterhaltungsbranche als schlechtes Vorbild verantwortlich machen. »Hollywood« wiederum hat sich sowohl propagandistisch wie finanziell im Wahlkampf auf die Seite von Clinton geschlagen. Hier erweist sich einmal mehr, daß die Drogenbekämfung immer auch innenpolitisch instrumentalisiert werden kann. Es gibt nicht nur ein second, sondern auch ein third target. Einen Zusammenhang zwischen dem Heroinfund in Sampers Flugzeug und dem US-Wahlkampf herzustellen, bleibt zukünftigen Enthüllungen vorbehalten.

Konkret 11/96, S. 4

von konkret

»Spiegel«-Leser wissen mehr. Zum Beispiel dies:

Enthüllung
Biermann – aufgewärmt

Wo das billigste Ressentiment bedient wird, da läßt sich am schönsten abschreiben. So entsteht die virtuelle, erfundene Nachricht. Ende vergangener Woche ging die sensationelle Meldung durch die Gazetten, der Liedermacher Wolf Biermann habe »enge private Kontakte« zu Margot Honecker unterhalten, der Frau des früheren DDR-Staatschefs. Quelle: Die Oktober-Ausgabe der spätstalinistischen Zeitschrift *Konkret*. Die als Enthüllung präsentierte Geschichte ist allerdings fast wortwörtlich abgeschrieben. Quelle: die Tageszeitung *Neues Deutschland* vom 2. April dieses Jahres. Schneller als *Konkret* hat nur die *Süddeutsche Zeitung* abgeschrieben. Sie paraphrasierte das frühere SED-Zentralorgan unter Aufbietung aller linksliberaler Sprachmächtigkeit: Der »moralische Marktschreier« Biermann sei als »Busenfreund von Margot Honecker geoutet« worden. Noch schneller allerdings war Wolf Biermann selbst. Der hatte sich, en passant und im Alleingang, schon am 24. August 1990 in der Wochenzeitung *Die Zeit* als alter Freund Margots geoutet: »Ich besuchte sie in ihrem Ministerium nahe dem Brandenburger Tor. Ja, wir waren Familie, bis aufs Blut zerstritten.« Merke: Wer zu spät ins Archiv schaut, den bestraft der Ladenhüter.

Also wie war das?: Die in KONKRET (10/96) veröffentlichte Nachricht über das enge Verhältnis des größten Kritikers der Bonzen mit der Familie des obersten Bonzen war a) erfunden, b) abgeschrieben, c) uralt und d) von Biermann selber längst als zutreffend bestätigt. Nur die Leser des »Spiegel« waren ahnungslos, weil die Redaktion von den schätzungsweise fünfhundert Seiten, die sie bisher der Leidensgeschichte ihres Autors Biermann gewidmet hat, nie ein paar Zeilen hatte erübrigen können, in denen Platz für die Mitteilung dieser virtuellen, erfundenen, abgeschriebenen, uralten und von Biermann selber längst als zutreffend bestätigten Meldung gewesen wäre. Testurteil: Lumpenjournalismus.

»Gestern links, heute rechts« von Pascal Beucker (KONKRET 7/96) hat viel Protest hervorgerufen. Die launige Aufzählung neuerer deutscher Karrieren nach dem Vorbild der älteren Haarwuchsmittelwerbung (Vorher – Nachher) wurde von einigen Lesern und Autoren als denunziatorisch empfunden, von anderen als grobschlächtig-agitatorisch. Der Einwand des fürs Juli-Heft verantwortlichen Redakteurs (Gremliza), es gebe aber doch gar keine Machthaber, deren Willkür die da Denunzierten ausgeliefert worden sein könnten, ist a) richtig und b) doch vielleicht etwas zu schlicht.

Was aber nun die Aufgezählten angeht und die, die sich nur aus Platzmangel unerwähnt fühlen durften, so ist ihr Ärger durchaus verständlich: Wer sieht sich mit den Eckdaten seiner jeweils äußerst differenzierten, einzigartigen Biografie gerne in eine endlose Reihe ebenso einzigartig differenzierter Biografien gestellt, die noch den einsamsten Wolf als Hammel in einer einträchtigen Herde erscheinen läßt?

Dennoch gab es, wie gesagt, bei KONKRET durchaus zwei Meinungen zu dieser Geschichte, die daher auch keine Fortsetzung findet, und es bedurfte schon der Wortmeldung eines Betroffenen in der »Neuen Zürcher Zeitung«, den Frieden am Arbeitsplatz Ruhrstraße wiederherzustellen. Einigem überschwenglichen Lob der frühen Jahre, in denen KONKRET eine »der wichtigsten Stimmen des intellektuellen Linksradikalismus und des radikalen Nonkonformismus« gewesen sei, folgte dort dieses:

In rasantem Amoklauf hat sich KONKRET gerade um den letzten Rest von Vernunft und Anstand geschrieben, so daß nur noch ein Haß- und Hämeblatt übrigbleibt. Unter der Überschrift »Gestern links, heute rechts« erschien die erste Folge einer »wundervollen Serie«, die die alte Tradition von Proskriptionslisten aufleben läßt. In schlichten Dreizeilern wird hier Gericht gehalten über Abweichler, Deserteure und Verräter, die im Laufe ihrer Biographie sich von der strengen Orthodoxie abwandten... Die alte Lust kommunistischer Orthodoxie, die früher ihre Renegatenjagd wenigstens im publizistischen Schauprozeß betrieb... Berauschen sich diese Kostüm-Stalinisten an der Souveränität ihrer Ausgrenzungsideale... Gruft ihrer Ideologie... Mit nekrophiler Wonne graben wirkliche und frühreife Greise im Schutt einer Vergangenheit, die sie nicht vergehen lassen wollen. Wenn sie dort nur tief genug schachten, dann werden sie noch auf die Überreste einer anderen verschworenen Gemeinschaft stoßen, die genau wie sie unbedingt dem Leitspruch huldigte: Unsere Ehre heißt Treue.

Gezeichnet »Heribert Seifert«. »Unsere Ehre heißt Treue« stand auf dem Koppelschloß der SS. Die SS wiederum hatte, bevor sie anfing, in KONKRET Renegaten zu jagen, die europäischen Juden nicht nur ihres Lebens, sondern zuvor auch ihres Eigentums beraubt und einen großen Teil von diesem auf jenen Schweizer Banken deponiert, deren politisches Sprachrohr die »Neue Zürcher Zeitung« ist. Erst vor wenigen Monaten hatten einige Greise mit nekrophiler Wonne im Schutt einer Vergangenheit, die sie nicht vergehen lassen wollen, gegraben und, als sie tief genug geschachtet hatten, festgestellt, daß diese Schweizer Banken die geraubten Milliarden den Erben der Beraubten fünfzig Jahre lang

unterschlagen und sich so zu Rechtsnachfolgern der SS gemacht haben. (Tucholsky hatte diese rechtschaffenen Eidgenossen schon 1933 kennen- und als »Emmenthaler Faschisten« schätzen gelernt.) »Heribert Seifert« aber ist gewiß nur das Pseudonym bzw. das Nummernkonto eines durch die Proskriptionsliste von KONKRET gnadenlos ausgegrenzten Verräters.

Hermann L. Gremliza liest aus »Herrschaftszeiten« und »Drei Damen«: am 4. November an der Ruhr-Universität Bochum um 20 Uhr (HZO 90) und am 11. November in Stuttgart um 20 Uhr in der Stiftung Geißstraße am Hans im Glück-Brunnen (Veranstalter: Buchhandlung Niedlich).

Konkret 11/96, S. 6

an konkret

Wertlos

KONKRET 10/96: »Unter Deutschen« von Otto Köhler

Schon das zweite Mal las ich in einem Artikel von Otto Köhler eine Empfehlung des Buches von Michael Ley: *Genozid und Heilserwartung*. Herr Köhler scheint zu bedauern, daß das erwähnte Buch »nicht in die öffentliche Diskussion drang«. Er erweckt den Eindruck, daß dieses Buch eine wertvolle wissenschaftliche Arbeit sei. Einer solchen Einschätzung möchte ich widersprechen. Als Darstellung der christlichen Wurzeln des Antisemitismus ist das Buch aus einer ganzen Reihe von Gründen wertlos. Leys fleißiges Exzerpieren einer kleinen religions- und kulturgeschichtlichen Handbibliothek verfolgte kein anderes Ziel, als die von Gunnar Heinsohn in *Was ist Antisemitismus?* (bei Eichborn 1988) nur kursorisch dargestellten Thesen über Antisemitismus und Holocaust neu zu stilisieren und ihnen jene wissenschaftliche Untermauerung nachzuliefern, deren offenkundiges Fehlen damals nicht kritisiert wurde. Die Thesen selbst sind dadurch aber nicht besser geworden.

Ley will zeigen, daß die Ermordung von Millionen jüdischer Menschen »als Menschenopfer zu dechiffrieren« sei. Der Holocaust ist nach dieser Auffassung ausschließlich aus dem Wunsch zu erklären, ein großes »Menschenopfer« zu veranstalten, welches dem deutschen Volk den Weg in sein »Tausendjähriges Reich« ebnen sollte. Die Vorstellungen vom heilbringenden »Menschenopfer«, so führt Ley aus, habe das Christentum der deutschen Kultur als Teil einer bis in prähistorische Zeiten zurückreichenden religiösen Tradition vererbt. Alle anderen Erklärungsansätze, wie und wieso es zum Massenmord an den Juden kam, vor allem jede marxistisch fundierte Forschung, lehnt Ley explizit ab.

Hier handelt es sich nicht um Forschung oder um einen Diskussionsbeitrag zur Klärung strittiger historischer Fragen, sondern um mit dem Gestus der Verkündigung absoluter Wahrheiten vorgetragene Glaubenssätze für diejenigen, die es angesichts der Shoah nach Erklärungen von Geheimnissen der Geschichte, nach Entschlüsselung von Zeichen und Erläuterung des »tieferen Sinnes« von Mord und Gewalttat in der Menschheitsgeschichte verlangt. Solche Leser werden bei Ley/Heinsohn gut bedient, denn hier wird die Geschichte zur unablässigen und zwanghaften Wiederholung blutiger und geheimnisvoller Rituale der Gewalt. In einem Artikel von Jan Philipp Reemtsma anläßlich des Erscheinens des erwähnten Buches von Gunnar Heinsohn, publiziert in KONKRET 4/89, wurde alles gesagt, was dazu zu sagen ist: »eine Theorie des Antisemitismus ..., die so absurd wie schamlos ist«.

Thomas Soxberger

Wien

Forever Young

KONKRET 9 u. 10/96: »Albumblatt für Alice«

Die letzte Ausgabe der KONKRET hat mich an liebe alte Zeiten erinnert. Sie wissen schon, forever young, and so on. Auch in ganz alten Zeiten habe ich KONKRET gelesen. Oft habe ich sie in unserer Zeitungs-WG-Ablage nicht gefunden. Wer hatte sie privatisiert? Wo war sie? Natürlich auf dem Spülkasten der Toilette.

Mein damaliges Vorurteil, daß das plötzliche Einklagen des »privaten Moments« auf der Toilette nicht zum Scheißen, sondern fürs KONKRET-lesen stattfand, kann ich bis heute nicht beweisen. Wenn ich dann mit spitzen Fingern das befleckte Busenwunder der jeweiligen Ausgabe vom Spülkasten fischte, fand ich mich selbstverständlich in einem spießbürgerlichen und vom Penisneid geschüttelten Zustand wieder. Inzwischen habe ich so manches abgelegt und mich ganz nett entwickelt. Da mir weder schielende Brustwarzen noch gemeine sexistische Männer den Alltag vermiesen, sehe ich es ganz locker, daß sie nunmehr eine Serie von Busenwundern aufgelegt haben. Angeblich um Alice zu ärgern. Die letzte (Mascha) hat gute Chancen, auf der Klospülung ihren Platz zu finden. »Die Tagespussi«, die. Ganz wie damals. Glauben Sie mir, ich bin eine alte Häsin, was das angeht. Der dokumentarische Charakter der Serie ist ein gelungener Kniff, die Angelegenheit politisch korrekt zu gestalten. Haben Sie diesen Kniff bei der »Praline« abgeschaut? Die haben doch immer so moralisch/wissenschaftlich wertvolle Artikel geschrieben wie: »Die wilden Sexualpraktiken der Zulus«. Da konnte man sich bilden. Und dann die Fotos! Einfach geil.

Tine Hauser-Jabs

Berlin

Als »Apo-Oma« habe ich KONKRET im September für mich wiederentdeckt. Jetzt schwanke ich zwischen Entzücken & Entsetzen: Einerseits finde ich bei Euch schwarz auf weiß Gedanken, die mensch kaum noch zu denken, geschweige denn niederzuschreiben wagt – andererseits betreibt ihr penetrant Sexismus schlimmster Art. Ich hatte gehofft, daß die Grabenkämpfe zwischen Geschlecht und Klasse als Strukturkategorien der Gesellschaft beendet seien und wir vielleicht gemeinsam gegen den Casino-Kapitalismus antreten können.

Sollte Alice Schwarzer das, was Ihr ihr vorwerft, wirklich geschrieben haben, so wäre ein geharnischter Artikel »Strafe« genug gewesen; mit Euren »Albumblättchen« beleidigt Ihr jede Frau, die KONKRET kauft & liest. Jetzt krieg ich ausgerechnet von links den »Bild«-Mist doch noch ins Haus. Berechtigte Kritik – o.k.; aber unterlaßt doch bitte dieses süffisante Frauen-Runtermachen.

Dr. Ingrid Scherzer-Hartz

Apensen

Verdikt

KONKRET 10/96: Leserbrief von Dr. Klaus Weber

Dr. Klaus Weber hat recht: Adorno und Horkheimer haben sich als Professoren einer deutschen Universität im Kalten Krieg die Finger schmutzig gemacht, auch durch ihre Unterstützung wehrpsychologischer Aktivitäten. Man könnte noch einige Textstellen aus Adorno-Aufsätzen der 50er Jahre hinzufügen, die gefährlich an die Totalitarismus-Ideologie des BRD-Staates erinnern. Aber um die zwangsläufig prekäre Lage, in die die Vertreter der kritischen Theorie als Professoren in der postfaschistischen Demokratie gerieten, ging es demDr. Weber offensichtlich nicht. In der Manier des Enthüllungsantifaschismus denunziert er Adorno und Horkheimer als Nazi-Kollaborateure und tut damit das, was Generationen naseweiser Bewegungslinker mit Karl Marx via Lehnchen Demuth gemacht haben: Wegen wirklichen oder vermeintlichen Fehlverhaltens der Personen spricht er das moralisch empörte Verdikt über ihr Werk.

Für Dr. Weber ist »zum Anteil Adornos und Horkheimers an der Verteidigung des Restes der bürgerlichen Civilisation« mit seiner »Enthüllung« alles gesagt. Es wird Zeit, den Anteil, den Antifaschisten und andere Gutlinke vom Schlage des Dr. Weber an der Zerschlagung des Restes theoretisch avancierter und kompromißloser Gesellschaftskritik haben, zu thematisieren.

Justus Wertmüller

Berlin

Kalte Einsicht

KONKRET 10/96: »Funktionär des Gegebenen« von Stefan Ripplinger

Der Artikel über Luhmann ist journalistisch, also zu dürftig ausgefallen, wenn er zum Ziel haben soll, etwas von Gewicht gegen den Funktionär an die Hand zu geben. 1) Luhmanns vordringliches Ziel ist es keineswegs, die Gesellschaft aus der Soziologie zu vertreiben; vielmehr verbannt er das Individuum, das Subjekt und den Menschen, dessen Begriff nach Luhmann nur noch durch Zeigen auf Menschen explizierbar sei, aus der Gesellschaft. Es gibt nach ihm keine Kommunikation zwischen Gesellschaft und ihrer Umwelt, keine zwischen Gesellschaft und in ihr lebenden Individuen; und da er sich fürs Kommunikations- und nicht fürs psychische System theoretisch entschieden hat, fällt der Mensch raus. Luhmann kann nicht einsehen, »weshalb der Platz in der Umwelt des Gesellschaftssystems ein so schlechter Platz sein sollte. Ich jedenfalls würde nicht tauschen wollen.« 2) Luhmann entkommt dem Durkheimschen Soziologismus dadurch, daß er Gesellschaft als eine Form selbstreferentieller autopoietischer Reproduktion historischer Maschinen bezeichnet. Was in der Gesellschaft abgeht und nicht abgeht, wird damit abgeleitet von kybernetisch-metabiologischen Grundmustern, die im Einzeller genauso wirken wie in der Maschine, im Betrieb oder im Bewußtsein, nur daß die Gesellschaft, anders als ein Einzeller, aus einer anderen Materialität besteht, nämlich Kommunikation (und Geschichte). Luhmann, der, so ein Selbstbekenntnis, vordringlich historisch denkt, benutzt Geschichte nur, um darzutun, wie stark sie ihrerseits wieder vollständig ahistorischen Bedingungen der Autopoiesis unterliegt. 3) Für Luhmann ist es denkbar, daß das europäische Recht durchaus eine Anomalie darstellt, »die sich in der Evolution einer Weltgesellschaft abschwächen wird«; daß der erreichte Stand gesellschaftlicher Kommunikation durchaus in die Katastrophe führt; daß funktionierende Gesellschaft keineswegs Ordnung und Harmonie bedeutet, sondern das »Gegebene« einzig einen Bestand für die Ermöglichung von Änderungen meinen kann. Da für ihn die moderne Gesellschaft faktisch alternativlos besteht, »hat es wenig Sinn, sich semantisch (derart) in Abseits zu begeben« – im Abseits ist, wie Ripplinger feststellt, schon der, der die Gesellschaft in Gänze kritisiert. Wenn er etwa über die Arbeitnehmer im Kapitalismus feststellt: »Die Parasiten beherrschen das System,

sie invertieren den Code, und sie stellen das System so dar, als ob das Eigentum nur dazu da wäre, ihnen Arbeit zu verschaffen« – ist das nicht die kalte Einsicht, daß das Kapital nirgends einen Vertrag mit der Gesellschaft geschlossen hat und es also Unsinn ist, extra auf »Ungerechtigkeiten« hinzuweisen? 4) Will sagen: In Luhmanns Arbeiten finden sich sehr viele analytische Gemeinsamkeiten mit der kritischen Theorie, dem Marxismus und dem Strukturalismus. Seine Systemtheorie bietet jedoch im Gegensatz zu anderen Theorien die Möglichkeit, theoretisch »das vor Verwertungshunger rasend gewordene System, das am eigenen Fleisch zu fressen beginnt« (R. Kurz), zu begleiten, als ob nichts wäre.

Bernd Ternes

Berlin

Konkret 11/96, S. 9

Hermann L. Gremliza

Panik und Circenses

Werden in Anbetracht des Untergangs des Weltkommunismus einstige Kommunisten zum nekrologischen Freiwild? Der Vorgang ist nicht nur kein Zeichen von Selbstbewußtsein. Er ist ein Zeichen von Panik.

Mit diesen Sätzen endet im Feuilleton der »FAZ« ein Aufsatz betreffend die Entlarvung des Schriftstellers Stephan Hermlin durch einen illiteraten Denunzianten, der seine Anzeige in der Wochenzeitung »Die Zeit« erstattet hatte. In der Tat sind seit den frühen Fünfzigern Kommunisten niemals heftiger, verbissener, mit größerem finanziellen und personellen Aufwand gejagt worden als in den Jahren 1989 ff. Dazu trägt natürlich bei, daß das zuständige Personal, die Journalisten und Sozialwissenschaftler, seinen Löwenmut vorzüglich an Gegnern zu beweisen pflegt, die sich nicht mehr rühren. Ihre tiefere Ursache aber hat die Jagd darin, daß selbst die Sieger den Sieg des Kapitalismus über den Kommunismus als etwas Unwirkliches, Widernatürliches, gegen die Logik der Geschichte (oder den Weltgeist) Gerichtetes empfinden, und den Glauben, daß der ubiquitäre Kapitalismus irgendeine Rettung für die von ihm zugerichtete Welt bereithält, sogar die Wirtschaftsredaktion verloren hat.

Drum herrscht, wo das Selbstbewußtsein der Sieger zu erwarten war, die Panik der Verlierer, aus der sich die seltsamsten Gestalten erheben, darunter so disparate wie der Redakteur Corino und die afghanischen Taliban. Oder auch Jörg Haider. Auf 28 Prozent hat es der mit seiner Partei in Wien gebracht. Sie heißen ihn, der die »Beschäftigungspolitik« der Nazis »ordentlich« nennt und SS-Männer für ihre Gesinnungstreue rühmt, einen »Rechtspopulisten«. Sie wollen damit sagen, daß sein Vormarsch zwar unfein, nicht aber wirklich gefährlich sei. Wenn freilich ein Nazi nicht nur ist, wer ein Mitgliedsbuch der NSDAP besaß, sondern das Wort den politischen Typus meint, der in Berlin 1933 die Fackel getragen und in Wien 1938 auf dem Heldenplatz gejubelt hat, ist Haider ein Nazi. Vermutlich wird er nie ein braunes Hemd anziehen, vielleicht überhaupt keine Uniform, und Führer wird er sich auch nicht nennen. Er wird bloß all das tun, was gerade paßt.

Haider als Nazi wahrnehmen heißt verstehen, daß mit ihm alles möglich ist: Er wird mit den Regeln der bürgerlichen Demokratie bei Bedarf verfahren wie mit der eigenen Gesinnung. Was Goebbels (»Wer Jude ist, bestimme ich«) konnte, kann er schon lange, und so hat der Bewunderer von SS-Männern einen jüdischen Bewerber auf Platz 2 seiner Wahlliste gesetzt. Mit Haider ist alles möglich, aber was Haider möglich ist, bestimmt dann doch jenes höheres Wesen, an das sich bei dieser Gelegenheit sogar die »Tageszeitung« noch einmal erinnert: »Haiders Arbeiterpartei sammelt all jene, denen der Prozeß der kapitalistischen Beschleunigung zum Nachteil gereicht. Diese Dynamik ist in sich logisch.« (Da haben wir einen älteren undogmatischen Herrn bei der Entdeckung der Gesetzmäßigkeit ertappt.) Haider sammelt die Benachteiligten nicht, um mit der kapitalistischen Beschleunigung kurzen Prozeß zu machen, sondern um sie politisch zu akkompagnieren, den Fortschritt der Barbarisierung politisch zu vermitteln.

Wie Le Pen, dessen Front National bei Nachwahlen im traditionell linken Arbeiterwahlkreis Gardanne am selben Wahltag dasselbe Ergebnis (26,8 Prozent) erzielte, ist Haider, der ebenfalls für nationale Beschäftigungspolitik und Sauberkeit, gegen Ausländer, Korruption und Parteibuchwirtschaft (mit dem falschen Parteibuch) trommelt, die chauvinistische und rassistische Antwort auf die soziale Frage, die von den Altparteien gemäßigt nationalistisch und ausländerfeindlich beantwortet wird. Haider ist nicht der Überwinder, sondern der Übertreiber.

Eines Systems, das am Ende ist, das nicht mehr betrieben, sondern nur noch übertrieben werden kann oder beseitigt. Le Pen und Haider und demnächst Schäuble und Schröder beantworten die soziale Frage national, mit Krieg statt mit Revolution. (»Soziale Frage« ist hier als Synonym für das Klassenverhältnis gebraucht und – anders als bei Blüm – nicht für die Sorge, ob die herrschende Klasse der Arbeitsplatzbesitzer den Arbeitslosen genug abgibt.) Sozialstaaten stehen zu einander in Konkurrenz – zwischen Standorten ist Krieg. In ihnen auch. Im Krieg aber, zu dem die Haiders die Ellenbogengesellschaft ihrer sozial-, christ- und liberaldemokratischen Wegbereiter rüsten, kommts auf die Moral der Truppe an.

Dieses Irrationale, das sie Religion oder gesundes Volksempfinden nennen, triumphiert allerorten: in der »größten Zeitung der westlichen Welt« (Eigenwerbung »Bild«), die den Ausgang von Fußballspielen in allem Ernst dem Wirken einer Sonnenfinsternis zuschreibt, wie bei belgischen Massen, die ein Justizgebäude stürmen, weil ein Untersuchungsrichter wegen Befangenheit abberufen wurde, der an einem Benefizessen zugunsten der Opfer des Angeklagten teilgenommen hat; bei der PLO, die den Streit um einen religiösen Fetisch (irgendwer wollte eine ziemlich heilige Tür öffnen oder schließen) zum Anlaß eines Aufstandes nimmt, der hundert Tote kostet, wie in einer vormals linksradikalen Tageszeitung, die in einer regelmäßigen »Anthroposophie-Beilage« über »Störche aus der Astralwelt« berichtet; in Afghanistan, dessen Befreier Ehebrecherinnen steinigen lassen, was wiederum den Berichterstatter jener Zeitung nicht aus der Ruhe bringen kann, mit der er schildert, wodurch der ehemalige Präsident des Landes es verdient hat, gefoltert, erschossen und aufgehängt zu

werden, wie in Deutschland, dessen Präsident einer Liebhaberin dieser Religion den Friedenspreis des Buchhandels überreicht.

Wo immer die soziale Frage keine rationale Antwort mehr findet, übernehmen Hysterie, Religion und Nation das Regiment. In Österreich wie in Afghanistan, mit Haider wie mit den Taliban. Es hat gedauert, aus dem Volk vom Heldenplatz wieder ein Volk für den Heldenplatz zu machen und die säkularisierten Länder des Nahen und Mittleren Ostens in ihr Mittelalter zurückzustoßen. Erst als alle Hoffnung auf soziale Entwicklung nachhaltig blamiert waren, flüchteten die Massen sich in Massen zu ihren freiheitlichen Veitstänzern und islamischen Mullahs. Man war schon in den Achtzigern recht weit gekommen, in den Neunzigern wurde es vollbracht: Die Österreicher laufen zu Haider, die Franzosen zu Le Pen, Atatürks Türkei hat sich dem Fundamentalisten Erbakan ergeben, Libyens Ghaddafi wurde vom sozialen Revolutionär mit heftigem religiösen Tick zum schieren Ayatollah weiterentwickelt, im Iran, im Irak, bei den Kurden tobt heißer oder kalter, auf jeden Fall heiliger Krieg.

Der Kommunismus ist, schon ein halbes Jahrzehnt nach dem vorläufigen Endsieg des Kapitalismus, so verzweifelt aktuell, wie er im Untertitel der Streitschrift von Sahra Wagenknecht und Jürgen Elsässer genannt wird. Er ist so aktuell, daß die Abteilung Agitation und Propaganda, die hieramts »Die Medien« heißt, zahllose Überstunden schiebt, um seine Aktualität zu dementieren. Und doch nicht verhindern zu können, daß am Tag der Haider-Wahl beim Parteitag von Bündnis 90/Die Grünen ein Redner auftritt, der die Delegierten fragt:

Könnte es also nicht sein, daß in dieser Situation – die durch eine Zunahme der Armut in der Welt, die das Elend der 60er Jahre bei weitem überschreitet, durch wieder aufflammende Klassenkämpfe und eine Rücknahme des Sozialstaats als der höchsten Form kapitalistischer Vergesellschaftung gekennzeichnet ist – die Theorien der Civil society und des Kommunitarismus nicht die richtige Antwort sind? Daß wir heute also weniger über Kommunitarismus denn allen Ernstes über Kommunismus nachzudenken hätten?

Wie viele andere war der Redner einst beim SDS, und doch hat er seinen Verstand noch nicht beim Standort Deutschland abgegeben. Weiß der Geier, bei welchem Grünen der Micha Brumlik gehofft haben mag, für seinen Gedanken Interesse zu finden.

Konkret 11/96, S. 10

Herrschaftszeiten

Perestrojka

Der ehemalige Präsident der UdSSR, Michail Gorbatschow, erntet die Früchte seiner historischen Mission: Am »Weltkindertag« durfte er den 300 Abgeordneten des nordrhein-westfälischen »Kinderparlaments« von den »Erfolgen der Demokratiebewegung in Rußland« erzählen.

Fortschritt

Weshalb die DDR abgeschafft werden mußte? Damit in Berlin-Ost ein »Hilton am Gendarmenmarkt« erstehen konnte, in dem der »Bundesverband deutscher Banken« und sein Präsident Dr. Karl-Heinz Wessel jene Gäste zu einem Sektempfang bitten können, die am nächsten Tag im Schloß Niederschönhausen zu Pankow beim »Gesellschaftspolitischen Forum der Banken – Schönhauser Gespräche«, dem jährlichen Intellektuellenauftrieb des Geldgewerbes, vorsingen dürfen. In diesem Jahr wurden u.a. bemerkt: der Großonkel Klaus Kinkel (»Europa – warum?«), der Festredner Henryk M. Broder (»Wer ist eigentlich Europäer? Das Problem Vielfalt in der Einheit«), Henry Kissinger (Nixon), Dipl.-Ing. Jürgen Schrempp (Daimler), Joachim C. Fest (Hitler) und Richard von Weizsäcker (Deutschland).

Gegendarstellung 1

Zwei Meldungen amerikanischer und französischer Agenturen vom 23. September 1996:

1. Nach Angaben des kroatischen Helsinki-Komitees hat die kroatische Armee bei der Besetzung der serbisch besiedelten Krajna mehr als 1.000 Serben ermordet.

2. Der Uno-Sicherheitsrat hat die kroatischen Behörden für zahlreiche Verbrechen an den serbischen Bewohnern der Krajna und Westslawoniens verantwortlich gemacht.

Beide Meldungen wurden von der Hauptabteilung Agitation und Propaganda, die in Großdeutschland unter dem Decknamen »Die Medien« tätig ist, unterschlagen.

Sozialstaatspartei

Das Mittelstands-Magazin »Impulse« hat aufgelistet, warum Sparkommissar Theo Waigel von den sozialdemokratisch regierten Bundesländern noch einiges lernen könnte. So hat die SPD-Regierung in Brandenburg bei unverändertem Gesamthaushalt den Sozialetat um 29,8 Prozent gekürzt. Mecklenburg-Vorpommern hat bei einem um 3,6 Prozent gestiegenen Gesamthaushalt den Sozialetat um 16,1 Prozent gekappt.

Revanche

Frau Thatcher irrte. Nicht Großbritannien hat den Krieg gewonnen, sondern ein Klaus Hänsch, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und Präsident des europäischen Parlaments, der deshalb die Verlierer jenseits des Kanals anfährt wie der Gutsherr seine Lakaien: »Ein Land, das sich mehrfach und dauerhaft an gemeinsam gesetztes Recht in der EU nicht hält, sollte sich überlegen, ob es dieser Union weiter angehört. Ich setze aber auf die britische Vernunft, die sich bestimmt bald wieder einschalten wird.« Die deutsche Scham nicht.

Dummweiß

Pech für Charlotte Höhn, Dieter E. Zimmer und andere Propagandisten der Negerdummheit: Ein in Guatemala an Kindern eines Dorfes durchgeführtes Experiment hat ergeben, daß die Entwicklung der Intelligenz von einer ausreichenden Versorgung mit Eiweiß abhängt. Ernährung wirkt auch auf indirekte Weise: Wer hungert, dem fehlt die Energie, seine Umwelt zu erkunden und Erfahrungen zu sammeln. (Andererseits ist Wohlgenährtheit natürlich kein Garant für Intelligenz, wie man an Charlotte Höhn, Dieter E. Zimmer und anderen sieht.)

Scientology

Weil man nie wissen kann, ob es die kleinen grünen Männchen nicht doch gibt, bauen Wojtylas Aberglaubenshüter vor: Ein mögliches Leben auf dem Mars widerspricht nach Ansicht des Sprechers der Deutschen Bischofskonferenz nicht der Bibel

oder der katholischen Glaubenslehre. »Die Erde ist nicht der Mittelpunkt des Weltalls«, sagte er. »Bei Gott ist kein Ding unmöglich.« Auch der Bonner Alttestamentler Fabry sagte, für einen Theologen sei Leben auf anderen Planeten »kein Problem«.

Aufklärung

Nachdem mehrere DDR-Bürgerrechtler darüber informiert haben, daß »die Stasi«, also das Ministerium für Staatssicherheit, nicht so schlimm gewesen sei wie manche westdeutsche Journalisten, hat jetzt Rudolf Hammerschmidt, der vorerwähnte Sprecher der katholischen Bischöfe, über die Lästerung des Papstes durch RTL, »ZAK«, »Spiegel« und »Stern« gesagt:

Ein Kirchenmann aus den neuen Bundesländern kommt zu dem Ergebnis, »so hämisch und widerwärtig« seien nicht einmal die SED-Medien mit christlichen Symbolen und Inhalten umgegangen.

So nach und nach lernt man die DDR kennen.

Biedermann

Die Metz Feuerwehrgeräte GmbH wibt mit einem ganzseitigen Vierfarbfoto und dem Text: »Den Einsatz können Sie sich nicht auswählen... aber Metz Feuerwehrfahrzeuge.« Der im Bild gezeigte Einsatzort ist die »Rote Flora«, Treffpunkt der Autonomen in Hamburgs Schanzenviertel.

Gegendarstellung 2

Sie behaupten in Ihrer erneuten Veröffentlichung in Ausgabe 12 vom Oktober 1996 über mich u.a.: daß die »Deutschland-Stiftung e.V.«, deren geschäftsführendes Mitglied ich bin, ihre Konrad-Adenauer-Preise u.a. auch an den Marinerichter Hans Filbinger verliehen hat.

Diese Behauptung ist unwahr. Hans Filbinger hat niemals einen Konrad-Adenauer-Preis von der »Deutschland-Stiftung e.V.« erhalten.

Kurt Ziesel

Geschaftsführendes Vorstandsmitglied »Deutschland-Stiftung e.V.«

Gegendarstellung 3

In einem Brief an den Autor Michael Rudolf distanziert sich der diesjährige Konrad-Adenauer-Preisträger Lutz Rathenow von seinem Wohltäter:

Wir müssen über den Konrad-Adenauer-Preis für Literatur der Deutschland-Stiftung nicht debattieren. Ich habe ihn nicht von Herrn Ziesel erhalten, dieser Mann war noch nicht einmal dafür... Merkt denn keiner, daß dort einige Leute versucht haben, eben nach Gabriele Wohmann, wieder einem nicht dezidiert Konservativen den Preis zuzuschanzen, daß in der Rede von mir... eher Widerspruch zur Politik der Deutschland-Stiftung zu hören war.

Weil aber aus diesem Nest des heimlichen Widerstands gegen ein geschäftsführendes Vorstandsmitglied vielleicht doch noch mal ein Preisgeld kommen könnte, fährt der brave Dichtersmann so fort:

Die Art und Weise, wie ein Typ wie Ziesel oder eine Zeitschrift wie »Mut« automatisch in eine Nazi-Ecke gestellt wird, ist zum Haareraufen.

Wer nämlich seine Köchin wegen »deutschfeindlicher« Äußerungen zur Aburteilung durch ein »Sondergericht«sowie zur Überweisung in ein Konzentrationslager empfohlen hat und noch heute keinen Gerichtsweg scheut, diese Tat als die eines Ehrenmannes zu verteidigen, ist vor allem was nicht? Ein Nazi. Auch KONKRET bleibt schließlich nichts als dieser Widerruf: Kurt Ziesel ist so sehr ein Ehrenmann wie der diesjährige Träger des Konrad-Adenauer-Preises für Literatur ein Schriftsteller.

Gegendarstellung 4

Vor dem Landgericht Traunstein (wo sonst?) hat Kurt Ziesel gegen den verantwortlichen KONKRET-Redakteur Wolfgang Schneider, der aus Kostengründen auf die Vertretung eines an dem hinterbayerischen Gericht zugelassenen Anwalts verzichtet hatte, am 24.9.1996 dieses »Versäumnisurteil« erwirkt:

Dem Beklagten Wolfgang Schneider wird bei Meidung von Ordnungsgeld bis zu 500.000, – , ersatzweise Ordnungshaft bis zu 6 Monaten, für jeden Fall der Zuwiderhandlung verboten, zu behaupten,

a) was aus der Köchin Theresia Kassis wurde, ist unbekannt.

b) Jahrzehnte später löste Helmut Kohl einen internationalen Skandal aus, als er 1983 bei seinem Staatsbesuch den Kläger trotz eines Einreiseverbots für dergleichen Typen in der Kanzlermaschine nach Israel einschmuggelte.

Weil Ziesel mit seinem dritten (und ihm wichtigsten) Antrag, auch Otto Köhlers Darstellung der Denunziation der Köchin zu verbieten, nicht einmal mehr vor seiner Haustür, in Traunstein, reüssieren konnte (er zog den Antrag, wohlberaten von wem auch immer, beim Termin zurück), muß der alte Nazi freilich den größten Teil der gerichtlichen und der außergerichtlichen Kosten selber tragen.

KONKRET wird keine Rechtsmittel einlegen, sondern künftig stets auf die der Redaktion in diesem Verfahren bekanntgemachte Tatsache verweisen, daß Frau Kassis überlebt hat, weil nicht einmal die NS-Richter bereit waren, den Wünschen des Denunzianten Ziesel (»reif für das Konzentrationslager«) zu folgen. Was den zweiten Punkt angeht, so hat sich damals zwar die Londoner »Times« über den Israelbesuchenden Kohl-Begleiter ebenso aufgeregt wie der »FAZ«-Herausgeber Joachim C. Fest (»Man faßt sich an den Kopf«, schrieb der), aber tatsächlich galt das Einreiseverbot (exekutiert durch Visapflicht) nur für alte Nazis aus der BRD, nicht aber für alte Nazis, die einen österreichischen Paß besaßen (wie Ziesel). Er wäre also vielleicht sogar ohne den quasi diplomatischen Status, den er als offizieller Begleiter des westdeutschen Bundeskanzlers genoß, über die israelische Grenze gekommen.

Fürdarstellungen

Zum 80. Geburtstag von Kurt Ziesel im April 91 gratulierten Kurt Waldheim, Helmut Kohl (»Sie gehören zu den wenigen Publizisten, die furchtlos gegen die Strömungen der veröffentlichten Meinungen anschwimmen«), Alfred Dregger (»Sie haben mitgeholfen, die Werte und Ideale, die das Fundament des freiheitlichen Rechtsstaates bilden, in den Köpfen und Herzen unserer Bürger zu verankern«), Marinerichter a.D. Hans Filbinger (»Meine große Hochachtung«) und Norbert Blüm (»Sie haben in den Jahren der Spaltung unseres Vaterlandes Brücken der Menschlichkeit gebaut«).

Historikerstreitkultur

Zur Einführung der Ausstellung *Rudi Dutschke »... Die sollen sich nicht schämen für mich in Luckenwalde...«* spricht Dr. Wolfgang Kraushaar vom Hamburger Institut für Sozialforschung zum Thema

Rudi Dutschke im Visier der Stasi

Die Stasi hatte Dutschke im Visier. Und dann hat sie, vor dem SDS-Büro auf dem Westberliner Kürfürstendamm, dreimal abgedrückt. So geht Geschichte, wenn einen frühvergreisten Spätachtundsech-ziger die Totalitarismus-Muse küßt.

Schlauer August

August Bebel hat den Antisemitismus den Sozialismus des dummen Kerls genannt. Klaus Wiesenhügel, der sozialdemokratische Vorsitzende der IG Bau, die ausländische Arbeiter von deutschen Baustellen jagt, macht einen revolutionären Vorschlag:

Ich empfehle den sogenannten Top-Managern in unserem Land, mehr über Ausbildungsplätze nachzudenken als darüber, wie ihre ohnehin schon fetten Gehälter noch weiter gemästet werden können.

Sozialdemokratie ist der Kapitalismus des dummen Kerls.

Der frühere SPD-Bundeskanzler Helmut Schmidt und der frühere CSU-Chef und bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß haben sich gemocht. »Er war ein Kerl. Wenn ich ihn in München besucht habe, habe ich ihn scherzhaft mit >Sie alter Gauner< und er mich mit >Sie alter Lump< begrüßt«, verriet der Alt-Bundeskanzler gestern im Thalia-Theater (»Bild«-Zeitung)

Honecker ist ein zutiefst redlicher Mann. Man muß Respekt haben vor diesem wirklich bedeutenden Mann und vor dessen historisch bedeutender Leistung

Gerhard Schröder (1985)

Es gibt einen moralischen Niedergang seit den 50ern. Bei Arbeitnehmern, bei Arbeitgebern. Vielleicht hat unsere Kultur ihren Höhepunkt überschritten

Helmut Schmidt (1996)

Ein produktives, lebensprühendes Energiebündel, vor dem man den Hut zieht

»Frankfurter Allgemeine Zeitung« über die Nazi-Filmerin Helene (»Leni«) Riefenstahl

Mit dem NS-Regime flirtete Nannen geschickt, war Kriegsberichterstatter, trat als Sprecher in Leni Riefenstahls Olympia-Film auf und schrieb mit 25 einige markige Lobes-Hymnen auf NS-Kultur, war aber selbst niemals Nazi (»Bild«-Zeitung)

Konkret 11/96, S. 11

Termine

Rote Ruhr Uni 96

(Veranstaltungen an der Ruhr-Universität Bochum; HZO = Hörsaalzentrum Ost; Bahnhof Langendreer, Wallbaumweg 108; H-GA/H-GB/H-GC = Hörsaalgebäude der Geisteswissenschaften; Zwischenfall, Alte Bahnhofstraße 214)

Mittwoch 30.10.

14 Uhr Podiumsdikussion: Perspektiven linker Asta-Arbeit, HZO 60

17 Uhr Manfred Grieger: Zwangsarbeit bei VW während des NS, HZO 60

20 Uhr Barbara Duden: Der Frauenleib als öffentlicher Ort, HZO 60

Donnerstag 31.10.

13 Uhr Georg Seeßlen: Faschismus in der populären Kultur, H-GB 50

19 Uhr Joachim Hirsch: Der nationale Wettbewerbsstaat, Bhf. Langendreer

Sonntag 3.11.

20 Uhr Konzert: Gutspie Earshot + Txokolata, Zwischenfall

Montag 4.11.

14 Uhr Alex Demirovic: Demokratie und Herrschaft, HZO 90

17 Uhr Andrea Maihofer: Geschlecht als Existenzweise, HZO 90

20 Uhr **Lesung Hermann L. Gremliza:** Herrschaftszeiten u. Drei Damen, HZO 90

Dienstag 5.11.

14 Uhr Siegfried Jäger: Diskurse des Rassismus, HZO 80

17 Uhr Christoph Jünke: Kritische Anmerkung zur linken Politik, HZO 80

20 Uhr Wolfgang F. Haug: Was spricht gegen Moralismus? HZO 80

Mittwoch 6.11.

ab 12 Uhr Stände politischer Initiativen und Büchermarkt, HZO

12 Uhr Günter Gleising: Willi Nowaks Knastnotizen, HZO

14 Uhr Max Koch: Strukturwandel einer Klassengesellschaft, HZO 90

17 Uhr Wolfgang Schaumberg: Situation kritischer GewerkschaftlerInnen, HZO 90

20 Uhr Kurdistan-Soli-Gruppe: Umgang mit kurdischen Organisationen, HZO 90

18 Uhr Film: J.L. Godard: Le Carabiniers, AStA-Caféte

20.30 Uhr Film: J.L. Godard: Masculin/Feminin, AstA-Caféte

Donnerstag 7.11.

14 Uhr Reinhardt Kühnl: Judenhaß & Judenmord – Unbegreiflich, unerklärlich? H-GB 50

17 Uhr Roma UnterstützerInnengruppe Bochum: Flüchtlingslager in der BRD, H-GB 50

20 Uhr Birgit Rommelspacher: Rassismus und Sexismus, H-GB 50

Freitag 8.11.

14 Uhr Günther Jacob: Ethnisierung des Sozialen, H-GO 50

17 Uhr Uta v. Winterfeld: Nachhaltige Lebensweise, H-GO 50

19.30 Uhr Lesung Volker Braun: Die vier Werkzeugmacher, H-GO 50

22 Uhr Abschlußparty mit DJ Günther Jacob, AstA Caféte

Termine

1.-3.11. Hannover: Kritische Theorie – Seminar zur Einführung in die philosophischen Grundlagen der Gesellschaftskritik in der Geschichte. Infos und Anmeldung bei Junge Linke, Borriestr. 28, 30519 Hannover

Noch bis 3.11. Hamburg: Galerie Morgenland, Sillemstr. 79, Di.-Do. 13.00-17.00 Uhr: Spanienkrieg 1936-39, Ausstellung mit Fotos von Gerta Taro

5.11. Lüneburg: Vortragssaal An der Münze 7, 19.00 Uhr: Die Rote Hilfe – Geschichte und aktuelle Bedeutung der Hilfsorganisation für politisch Verfolg-te

8.11. Berlin: SchwuZ, Mehringdamm 61, 20.00 Uhr: Die Schönheit – ein Abend für Ronald M. Schernikau mit Matthias Frings, Melitta Poppe, Peter Wels und anderen

12.11. Braunschweig: Alternatives Jugendcafé Mumpitz, 19.00 Uhr: Wo leben wir hier eigentlich? – Einführung in die Entstehungsgeschichte und das System der sozialen Marktwirtschaft in Deutschland.

14.11. Braunschweig: Gewerkschaftshaus, 19.30 Uhr: Marktwirtschaft auf freier Wildbahn – von einer Neuauflage des Manchesterkapitalismus. Res Strehle analysiert den gesellschaftlichen Umbau vor dem Hintergrund seiner Profiteure und Betreiber

14.11. Hamburg: Kino 3001, Schanzenstr. 75, 20357 Hamburg, 20.00 Uhr: Eröffnung einer Filmreihe zum Spanienkrieg 1936-39 mit 20 Filmen. Programm gegen 3 DM in Briefmarken zu bestellen beim »3001«

14.11. Detmold: Alte Pauline, Bielefelder Str. 3: Die Goldenen Zitronen

15.-17.11. Hannover: »Ich möchte Teil einer Jugendbewegung sein« – Seminar über Sub, Kultur und Dissidenz. Wie und warum ist Dissidenz zu einem Hip-Thema der Restlinken geworden? Infos und Anmeldung bei Junge Linke, Borriestr. 28, 30519 Hannover

16.11. Wurzen: Bahnhof, 14.00 Uhr: Antifaschistische Demonstration gegen das faschistische Zentrum in Wurzen bei Leipzig

19.11. Lüneburg: Vortragssaal An der Münze 7, 19.00 Uhr: Politische Verfolgung in der BRD. Der Publizist Enno Brand über die Entwicklung der politischen (Straf-)Verfolgung

19.11. Braunschweig: Alternatives Jugendcafe Mumpitz, 19.00 Uhr: Wie sich die soziale Marktwirtschaft ihren KritikerInnen entzieht – das DKP-Verbot und der Kalte Krieg

22.11.-31.12. Linz: Hochschule für Gestaltung: Verbrechen der Wehrmacht – Ausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung

26.11. Hannover: Freizeitheim Linden, Windheimstr. 4, 20.00 Uhr: Podiumsdiskussion zum Thema: In Zukunft links?! Rot/rot – Rot/grün, Fall oder Chance für die Linke? Eingeladen sind Jürgen Elsässer (»junge Welt«), Eckart Spoo (»FR«), Jürgen Voges (»Taz«) und Helfried Liebsch (»Neues Deutschland«)

Vorschau: 18.-20.4. 1997: Gramsci-Tagung im Jagd-schloß Glienicke bei Berlin. Info und Anmeldung: Uwe Hirschfeld, Goethestr. 74, 34199 Kas-sel

In dieser Rubrik werden kostenlos Veranstaltungen veröffentlicht. Voraussetzung hierfür ist, daß die Termine spätestens am Ersten des VORMONATS hier eingehen: KONKRET, Stephan Meyer, Ruhrstr. 111, 22761 Hamburg, oder per FAX an 040 - 851 26 14

Konkret 11/96, S. 14

Justus Wertmüller

Von Peshawar nach Sarajevo

Ein Sieg im Heiligen Krieg oder Wie der Antiimperialismus zu einer deutschen Volksbewegung wurde

»Schafft zwei, drei, viele Afghanistans!«
(Oliver Tolmein, KONKRET 10/89)

Lenins Dogma vom Selbstbestimmungsrecht der Völker war Ausdruck eines Verständnisses von Internationalismus, das den Zwangsrahmen aus Warenproduktion und ihrer staatlichen Sicherung nicht kritisch zu überwinden verstand. Deshalb mußte Lenin Kategorien wie »Volk« und »Nation« als Natur- bzw. Naturrechtstatsachen verewigen, anstatt in ihnen den ideologischen Ausdruck warenproduzierender Gesellschaften zu erkennen. Im Unterschied zu Lenin, der als Berufsrevolutionär seine eigenen falschen Dogmen zugunsten der konkreten Erfordernisse des politischen Kampfes hintanstellen konnte, haben seine Adepten den Begriff des Volkes und seiner Rechte aus jedem weltrevolutionären Zusammenhang gerissen. Indem sie die Menschheit vollends zoologisierten, tauschten sie auch die Hoffnung, auf der Seite des »geschichtlichen Fortschritts« sich zu befinden, gegen die Suche nach völkischer Kollektividentität aus.

Daß Antiimperialismus, die Ideologie vom nationalen Befreiungskampf unterdrückter Völker, auch eine Herrschaftstechnik sein könnte, die im Zeichen der kollektiven Identität Staatsmacht (bzw. die kämpfende Staatsmacht im Wartestand) und Bevölkerung zu einem Interessenkonglomerat verschweißt, das zu jedem völkischen Abenteuer abrufbar ist, hatten sich weder Lenin noch seine kommunistischen Nachfolger vorstellen können. Und doch erreichte der Antiimperialismus sein höchstes Stadium nicht in den sozialistischen Ländern, sondern dort, wo nationale Identität sich als verfolgende Unschuld etabliert hat, in Deutschland. Dort findet die Überzeugung, den eigenen Volkskörper von Juden oder ihren Statthaltern reinigen zu müssen, seine Entsprechung im Eintreten für das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Der Schutz der ethnischen und kulturellen Reinheit der Völker der Welt ist eine Leitlinie deutscher Außenpolitik.

Vorlauf Afghanistan

Den Deutschen war es erst mit ihrem Beitrag zur Umwandlung der halbwegs kultivierten Bundesrepublik Jugoslawien in eine Hölle ethnischer Bandenkriege vergönnt, dort wieder anzuknüpfen, wo ihnen seit 1945 praktisches Engagement verwehrt war. Die furchtbare Einmütigkeit, mit der das gesamte politische Spektrum seit 1990 von einer als linksradikal firmierenden Zeitschrift wie dem »ak« (früher »Arbeiterkampf«) bis hin zur offen faschistischen Kampfpresse die Zerschlagung Jugoslawiens begrüßte, war nur dank einer gesellschaftlichen Konsensfindung in der BRD möglich, die schon vor 1989 abgeschlossen war. Das alle Parteigrenzen sprengende Kartell der Freunde der autochthonen Völker und ihres einfachen und gerechten Lebens hat die Indianer und andere Indigenas erst zu lieben und schützen gelernt, nachdem sein linker Flügel sich von dem Anspruch gelöst hatte, die Welt nach vernünftigen, für alle Menschen gültigen Regeln einrichten zu wollen. Dieser Abschied von der Vernunft und damit auch von dem freilich entstellten Anteil, den der Realsozialismus einmal daran hatte, vollzog sich im Verlauf der Auseinandersetzung über die Ereignisse in Afghanistan nach dem 27. Dezember 1979. Erst mit der Empörung über die Unterstützung der afghanischen Regierung durch die Rote Armee wich der linke Antiimperialismus von der Weltrevolution zu den südamerikanischen Indianern aus (4. Russell-Tribunal, 1981). Und erst nachdem enthemmte Mordbanden als afghanische Freiheitskämpfer freudig begrüßt worden waren, kam es zum Schulterschluß der Westdeutschen mit dem gewerkschaftsbewegten polnischen Klerikalfaschismus.

Mit der Überantwortung Afghanistans an den internationalen Waffen- und Menschenrechtsmarkt wurden Blockfreiheit und Selbstbestimmungsrecht der Völker wieder zu nationalen Anliegen der BRD. Was die Friedensbewegung bereits eifrig zelebrierte – die Selbstinszenierung der Deutschen als durch Siegermächte unterdrücktes und gespaltenes Volk, das nach nationaler Selbstbestimmung in Blockfreiheit sich sehnte – , wurde auf Afghanistan übertragen; nicht zuletzt weil das Wüten der dortigen Freiheitskämpfer von archaischen Zielen wie der nationalen Würde, der völkischen und kulturellen Identität durchdrungen war, mithin von einer naturalistischen, jeder vernunftförmigen Kritik enthobenen Suche nach der verlorenen Ursprünglichkeit. Gesellschaftlicher Fortschritt könne nicht durch Fremdherrschaft herbeigeführt werden, verkündete der deutsche Antiimperialismus und pochte auf den eigenen Weg jedes Volkes zu seiner Identität. Die afghanische Geschichte wurde ab der sogenannten Revolution unter Hafizullah Amin (1978) als einzige Untat gelesen. Erstmals geriet eine radikale, aber gescheiterte antifeudale Landreform auch bei Linken in den Geruch der Volksfremdheit. Gleichzeitig wurde die offene Barbarei der afghanischen Verhältnisse, etwa die Versklavung der Frauen, als Ausdruck nationaler Identität der als »eurozentristisch« diffamierten Kritik entzogen. Die These von der Notwendigkeit der gewaltsamen Umwälzung völlig erstarrter Verhältnisse, die nichts als Elend und Unmündigkeit zeitigen, wurde auch innerhalb der Linken gut demokratisch gegen die Solidarisierung mit dem Aufstand der reaktionären Bevölkerungsmehrheit ausgetauscht.

Dabei war am Regime Karmals und später Najibullahs – von den ursprünglichen Intentionen einmal abgesehen – tatsächlich wenig Begrüßenswertes. Es bediente sich in Abwehr der Aufständischen zunehmend ihrer Killermethoden und absorbierte sogar deren Ideologie so vollständig, wenn auch erfolglos, daß es nicht unbedingt der Talibans bedurft hätte, um die Mädchenschulen zu schließen und den Männern verschärftes Bartwachstum zu befehlen. Der pakistanischen Zeitung »The Muslim« erklärte Najibullah 1987, was von seiner Regierung zu halten war: »Wir haben niemals behauptet, sozialistisch zu sein. Wir haben niemals erklärt, daß der Sozialismus unser Ziel sei. Wenn Sie sich unsere Parteidokumente anschauen, ergibt sich, daß diese ganz eindeutig von einer nationalen demokratischen Revolution für Afghanistan sprechen.«

Diese Richtung hatte schon die Regierung Babrak Karmals eingeschlagen, die, kaum hatte sie sich dank der Roten Armee stabilisiert, alle Fehler dem Vorgängerregenten Amin anlastete. Nunmehr ginge es um »die Respektierung der besonderen Bedingungen Afghanistans«, verkündete Karmal schon im Januar 1980. Dazu zählte er das »Prinzip des Privateigentums« und den »Respekt vor der heiligen Religion«. An Amin bemängelte er nicht etwa dessen Kursschwenk Richtung Blockfreiheit und Bündnis mit dem Westen, sondern seine Versuche, die islamistischen Banden aufzuhalten. Der Befund lautete, daß »der verräterische Amin und seine kriminelle, blutrünstige Bande schwere Verbrechen gegen ehrenhafte Menschen, gegen die Religion und den heiligen Glauben unseres Volkes beging«. Das, was später Najibullah den Kopf kosten sollte, hatte bereits Karmal eingeleitet, als er ankündigte, »alle religiösen Führer moslemischer Menschen, die verhaftet wurden, freilassen« zu wollen. Er sicherte denen, die für den Viehmarkt mit Frauen und Mädchen, die faktische Leibeigenschaft der Bauern und den fanatischen Haß gegen jede Neuerung hauptverantwortlich waren, zu: »Glauben, Tradition und Gebräuche werden respektiert.« Im Februar 1980 erklärte die Karmal-Regierung feierlich, daß man »die Regeln des Islam zu zentralen Grundsätzen der neu auszuarbeitenden Verfassung« erheben werde, und entbot dem revolutionären Ausland den Gruß: »Afghanistan begrüßt die nationale, islamische, antiimperialistische und antimonarchistische Revolution der breiten Massen des iranischen Brudervolkes und wird die Initiative zur Annäherung und zur Festigung der Freundschaft zwischen beiden Staaten ergreifen.« Was damals noch als Schachzug gegen den gemeinsamen Feind, die USA, gedacht war, sollte sich als Beginn einer Ideologieadaption erweisen, die im September 1990 auf den gleichen Feind verfiel wie die gesamte islamische Welt. Damals dekretierte die Regierung Najibullah, daß neue Parteien zugelassen würden, wenn sie für die Erhaltung des Islams einträten und sich gegen Neokolonialismus, Zionismus und Apartheid wendeten.

Der sowjetische Einmarsch und die Deutschen

Als die Rote Armee Ende Dezember 1979 in Afghanistan einmarschierte, hatte die deutsche Öffentlichkeit zunächst Schwierigkeiten mit dem Volkswiderstand. Die bürgerliche Presse und die Linke verhandelten das Problem vorwiegend als Bedrohung des Weltfriedens. Die einen sahen die Friedensunfähigkeit des Sowjetimperialismus eindrucksvoll unter Beweis gestellt, die anderen verwiesen, soweit sie keine Maoisten waren, auf die Machenschaften des US-Imperialismus in der Region, dem die Sowjets zuvorgekommen seien. Den islamistischen Widerstand wiesen Teile der Linken (nicht nur das DKP-Spektrum) entschieden zurück und sprachen von konterrevolutionären Banden im Sold der Großgrundbesitzer, des Klerus und Pakistans, das wiederum via USA mit Waffen beliefert wurde. Auch das bürgerliche Lager hielt sich zunächst zurück. Man wußte zwar viel von ausgesuchten Greueln der Sowjets zu berichten, stritt aber auch die viehischen Übergriffe der Glaubenskämpfer auf sowjetische Entwicklungshelfer nicht ab. Schließlich war die iranische Revolution noch kein Jahr alt und der islamische Fundamentalismus offiziell noch Feind der zivilisierten Welt.

Die langsam implodierenden maoistischen und stalinistischen Gruppen, die die Linke viel nachhaltiger geprägt hatten als die sogenannten Revisionisten, waren dann die eigentlichen Eisbrecher für jenes Bekennertum, das die Haltung deutscher Menschenrechtsidealisten von ihren imperialistischen Bündnispartnern unterscheidet. Der Ideologieproduktion der K-Gruppenszene in Sachen Antiimperialismus kommt deshalb besondere Bedeutung zu, weil ihre Aktivisten sich damals anschickten, in die sich etablierenden ökologischen und pazifistischen Massenbewegungen nicht nur ihr organisatorisches Geschick, sondern auch ihre völkische, nationalrevolutionäre Grundhaltung erfolgreich zu implantieren.

Als zu einer Afghanistan-Demo in Bonn am 2. Februar 1980, zu der die KPD bundesweit aufgerufen hatte, nicht einmal 500 Leute erschienen waren, nahm das der Vorsitzende Christian Semler zum Anlaß der Genossenschelte. Die mangelhafte Beteiligung gründe in »einer Geringschätzung der nationalen Unabhängigkeit und der nationalen Identität, die zum schlechten Erbe des europäischen Linksradikalismus gehört«. Am 9. Januar hatte die »Sozialistische Arbeiterzeitung« der SAG (Sozialistische Arbeitergruppe) getitelt: »Russen raus aus Afghanistan« und den Einmarsch als »Schlag gegen die nationalrevolutionäre Unabhängigkeitsbewegungen« qualifiziert. Der Arbeiterbund für den Wiederaufbau der KPD sah das »Recht des Volkes in Afghanistan aufs Schwerste verletzt«, der KBW forderte »die entschiedenste Verurteilung der sowjetischen Militärintervention und die Unterstützung des kämpfenden afghanischen Volkes«. Und das Sozialistische Büro (SB) erklärte: »Wir fordern zur Unterstützung der afghanischen Bevölkerung in ihrem Kampf gegen die Invasion und für die Unabhängigkeit von jeder Einmischung durch Großmächte auf.«

Am 20. März 1986 war es schließlich soweit: Eine im Anschluß an eine Afghanistan-Anhörung des Auswärtigen Ausschusses, bei der sich die eingeladenen sachverständigen Mullahs die Klinke in die Hand gegeben hatten, veranstaltete Bundestagsdebatte geriet zur ersten machtvollen, parteiübergreifenden Demonstration des deutschen Antiimperialismus. »Mit welcher Berechtigung, so frage ich, nehmen diese ›fortschrittlichen‹ Kräfte das Recht in Anspruch, vorzuschreiben, in welcher Form Afghanistan, eine in Jahrhunderten gewachsene Gesellschaft, sich organisiert? Wenn man das Selbstbestimmungsrecht eines Volkes ernst nimmt, wenn man wirklich will, daß die kulturelle Identität eines Volkes gewahrt wird, dann muß man respektieren, daß sich dieses Volk selbst organisieren und entwickeln darf.« So äußerte sich der Abgeordnete Neumann (SPD), der nie in der KPD gewesen war, und das Protokoll verzeichnet den Beifall aller Fraktionen. Die Sprachregelung, die sich dann ab 1990 bezüglich des Separatismus in Jugoslawien und Rußland durchgesetzt hat, war geboren. Aus den Worten des Abgeordneten Dr. Sterken (CDU) sprach bereits jene Verantwortung vor der Geschichte, der zu genügen die Deutschen Kabul von den Sowjets zu befreien hätten: »Nun herrschen sechs Jahre Krieg und Völkermord in Afghanistan. Aber nur ein Parlament und eine Regierung demonstrieren ... Wie kann das heute geschehen?, so fragt wieder einmal eine nächste Generation, die nicht glauben will, daß die Welt tatenlos zugesehen hat, wie ein kleines, tapferes Volk zugrunde gerichtet wurde.«

Den Part der Grünen spielte schon damals ein CDU-Hardliner, der Abgeordnete Todenhöfer, viel virtuoser als die Ökopaxe selbst (ähnlich wie Jahre später Stefan Schwarz beim Thema Bosnien): »Wer das Afghanistan-Hearing gestern und vorgestern miterlebt hat, muß tief betroffen sein. Ich habe diese Betroffenheit bei den Teilnehmern aus allen Fraktionen gespürt ... Ich frage: Wo sind die Millionen Demonstranten, die damals fast täglich gegen den Vietnam-Krieg demonstriert haben? Warum schweigen sie? Sind Afghanen Menschen zweiter Klasse?« Joseph Fischer kam Todenhöfers dringlicher Aufforderung in seiner Erwiderung eilfertig mit dem mutigen Bekenntnis nach, daß Antiimperialismus nicht teilbar sei:

»Ich gehöre auch zur Anti-Vietnam-Generation und habe damals demonstriert. Trotzdem stehe ich jetzt auch hier und protestiere gegen das, was in Afghanistan geschieht ... –

Zwischenruf des Abgeordneten Eigen (CDU): Aber Sie demonstrieren nicht!

Fischer: Das haben wir auch getan.

Eigen: Wo denn?

Fischer: Vor der sowjetischen Botschaft.«

Den Schulterschluß mit den Mullahs vollzog Fischer ganz im Zeichen der Zurückweisung eurozentristischer Besserwisserei: »Wenn ich auch nach wie vor davon überzeugt bin, daß die internationale Bündnisorganisation einiger afghanischer Widerstandsorganisationen den Interessen der Völker Afghanistans schadet, halte ich die Position, den Mujahedin pauschal einen undemokratischen und antiemanzipatorischen Charakter zu unterstellen, für borniert, kurzsichtig und ideologisch einäugig.«

Die erste Sarajevo-Brigade marschiert

Eine Allparteien-Resolution des deutschen Bundestages vom 11. April 1984, unterschrieben von Dr. Dregger und Fraktion sowie Dr. Vollmer und Fraktion, beinhaltet einen sehr humanitären Passus: »Der deutsche Bundestag fordert die deutsche Bundesregierung auf, neben ihrer humanitären Hilfe für afghanische Flüchtlinge auch die afghanischen Widerstandskämpfer durch die Gewährung humanitärer Hilfe – insbesondere von Nahrungsmitteln und Medikamenten – zu unterstützen, um die unbeschreiblichen Leiden des afghanischen Volkes zu lindern.«

Diese humanitäre Hilfe beschrieb der gewaltfreie deutsche Interbrigadist Rupert Neudeck vom Deutschen Notärzte-Komitee 1988 in einem Büchlein (*Afghanistan. Politische Expeditionen*), das der internationalistisch ausgerichtete Peter Hammer Verlag in Wuppertal verlegte und noch nicht die Bundeszentrale für politische Bildung. Neudeck, der heute als Starkommentator des Deutschlandfunks schärfste Gangart gegenüber Serbien fordert, war 1987 mit den prächtigen Burschen vom afghanischen Widerstand auf Friedensmission in den Bergen. »Karim Popal mit seinen vor Trockenheit aufgesprungenen Lippen und dem Akademiker-Rücken, der jetzt sehr gebeugt ist, Nader Kabirei, der nur noch humpelt, ein weiterer Mujahedin, der bärenstarke Mohammed mit der geschulterten Panzerfaust – wir alle stehen hier zusammen, es ist 13.15 Uhr. Herbert, der riesengroße Germane, hat die Kamera mit den Worten: ›Das werde ich drehen‹ genommen. ... Wie um das Zutrauen zu manifestieren, halte ich die Hand des Kommandanten sehr fest. Karim beteuert: ›Wenn Gott etwas entschieden hat, dann ist es entschieden.‹«

So ging sie ins Feuer, die erste deutsche Interbrigade nach 1945, links, völkisch, garantiert gewaltfrei und immer die Kamera im Anschlag für bewegende Bilder deutsch-islamischer Freundschaft. Eine würdige Vorgängerin jener journalistischen Fälscher, die der Schriftsteller Peter Schneider so treffend die »Sarajevo-Brigade« genannt hat. Wie der deutsche Pazifismus an die Front kommt, schilderte Neudeck ganz unbekümmert. Da man »die Gebiete, die von den Mujahedin kontrolliert werden, medizinisch betreuen« wollte, sei es notwendig gewesen, sich »mit einer möglichst starken

Gruppe von schwerbewaffneten Freiheitskämpfern« auf den Weg zu machen. Und als Moral: »Man soll den Grundsatz, selbst nicht bewaffnet zu sein, für sein ganzes Leben ernst nehmen, aber man sollte jungen unterdrückten Völkern nicht das Recht verweigern, sich selbst mit Waffengewalt ihr Selbstbestimmungsrecht, Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erstreiten. Dafür muß ein humanitärer Arbeiter Verständnis aufbringen.«

Das Ende September 1996 publizierte Bild der gehenkten Brüder Najibullah ließ dann bei den humanitären Arbeitern doch nicht die rechte Freude aufkommen, obwohl es beredter Ausdruck deutscher Revolutionserwartung ist. Zwar ließ sich eine gewisse Genugtuung über Najibullahs Ende nicht gänzlich unterdrücken, schließlich sei er der Stasi-Chef eines sowjetischen Marionettenregimes gewesen und ein Doppelzüngler, dem man seine islamistischen Glaubensbekenntnisse genauso wenig habe abnehmen können wie seine schließlichen Henker. Und doch blieben Zuneigungsbekundungen dem im Vordergrund des Bildes plazierten grinsenden Taliban-Krieger gegenüber aus. Statt das erreichte Maximum kultureller Identität und völkischer Selbstbestimmung, für die dieser mit seiner jüngsten Mordtat einsteht, zu loben, hielt man sich mehr mit dem Schutt- und Leichenberg auf, der einmal Kabul gewesen ist.

Im Angesicht der grauenhaften Konsequenzen völkischer Wiedererweckung geht es nun keineswegs um die selbstkritische Hinterfragung des eigenen Engagements, sondern um Schuldzuweisungen. Während man im Fall Bosnien auf die halbherzige und egoistische Politik des großen Bruders mit dem Finger zeigt, der bei der Lösung des Konflikts auf halber Strecke stehengeblieben sei, wirft man jetzt der amerikanischen Afghanistan-Politik vor, die radikalsten Fraktionen unterstützt zu haben und deshalb für den Scherbenhaufen die Hauptverantwortung zu tragen. Schon 1986 hatte Josef Fischer vorsorglich die Karte gezückt, die immer dann gespielt wird, wenn wieder ein Land zuschanden geritten ist und man es nicht gewesen sein will: Die USA betrieben in Afghanistan »eine Politik, die den Krieg und die Leiden der Völker Afghanistans in die Länge ziehen hilft und den berechtigten Widerstand der Mujahedin als Joker in ihr Machtkalkül einbezieht«.

Der deutsche Antiimperialismus schließt sich dem auch von Iran, Irak und Lybien geteilten Befund an, wonach sich die USA aus reinem Krämergeist und Machtkalkül an der idealistischen Sache vergingen. Einen ehrlichen Makler hat Deutschland in Gestalt des UN-Afghanistan-Koordinators Holl schon gestellt – die islamische Welt weiß es zu honorieren.

Justus Wertmüller schrieb in KONKRET 8/96 über die deutsche Wehrpflichtdebatte

Konkret 11/96, S. 17

Jürgen Elsässer

Kinkels Fedayin

Das Auswärtige Amt will Israel Mores lehren – die PDS ist begeistert

Als Ende September offene Kämpfe zwischen israelischer Armee und palästinensischer Polizei ausbrachen, hatte die stellvertretende Bundesvorsitzende der PDS, Sylvia Yvonne Kaufmann, keine Mühe mit einer Presseerklärung: »Die Schuld an der gegenwärtigen Eskalation trägt die israelische Regierung«, konnte man da lesen. Als Beleg wurde angeführt, daß die Regierung Netanjahu »provokatorische Handlungen an islamischen heiligen Stätten« vorgenommen habe.

Die Begeisterung der PDS für religiösen Hokuspokus folgt dem Kalkül Arafats. Tatsächlich gäbe es für eine neue Intifada durchaus vernünftige Gründe, etwa den Protest gegen die soziale Ungleichheit in den autonomen Territorien oder gegen die fundamentalistische Gleichschaltung der früher weitgehend säkularen palästinensischen Gesellschaft, die eine Folge der antagonistischen Kooperation zwischen rechtsradikalen Siedlern und sozialfaschistischer Hamas ist. Doch Arafat hat sich offensichtlich dafür entschieden, nicht an diesen Fragen zu polarisieren. Er selbst und die ihn stützenden Clans und Cliquen sind nämlich für die Verelendung der unteren Klassen – 50 Prozent der Palästinenser sind nominell arbeitslos – mitverantwortlich, weil sie einen Gutteil der einfließenden Hilfsgelder in die eigenen Taschen abzweigen, und die Spannungen zwischen Siedlern und Fundamentalisten waren ihm ein gutes Argument, um seine PLO-Polizei hochzurüsten und alle israelischen Rekorde für Verhaftung und Folterung in kürzester Zeit zu brechen. Eine Polarisierung über die Religion hat demgegenüber den unbestreitbaren Vorteil, nicht die inneren Widersprüche der palästinensischen Proto-Staatlichkeit anzuheizen, sondern zu ihrer Homogenisierung beizutragen. »The Clash of civilisations« (Huntington) ist ein probates Mittel zur Stabilisierung der Klassenherrschaft – das weiß Arafat ebensogut wie Netanjahu.

Die PDS freilich hat nur den einen im Visier. Warum fällt niemandem auf, daß die Wafq, die arabische Selbstverwaltung im Ostteil Jerusalems, der Öffnung des Tunnels vorab ihre Zustimmung erteilt hatte (erst im nachhinein wollte sie nichts mehr davon wissen)? Warum wird nicht thematisiert, daß die zunächst recht kleinen Spontandemonstrationen in Ramallah und anderswo erst dann Aufstandscharakter bekamen, als die palästinensische Polizei die israelischen Plastikgeschosse mit scharfer Munition erwiderte? Warum wird nicht Provokation genannt, daß Arafat die ihm unterstellten Einheiten einen ganzen Tag lang ballern ließ und ihnen erst dann die Feuereinstellung befahl? Warum bezeichnet Frau Gysi, vormals Lederer, von der noch ausführlicher die Rede sein muß, die Öffnung des Tunnels als einen »Bruch der Rahmenvereinbarungen« der Oslo-Verträge – nicht aber, was im Unterschied hierzu mit dem Inhalt dieser Verträge tatsächlich etwas zu tun hat, die Aufkündigung der gemischten Polizeipatrouillen durch die Palästinenser und deren Schüsse auf ihre israelischen Kollegen, mit denen sie bis zu diesem Zeitpunkt gemeinsam auf Streife gewesen waren?

Die fanatische Einäugigkeit setzt sich fort, wenn nach der Vorgeschichte der jüngsten Eskalation geforscht wird. »Mit beispielloser Arroganz setzt sich Netanjahu nach seinem Amtsantritt über international gültige Vereinbarungen mit den Palästinensern hinweg, forciert den Siedlungsbau und blockiert jeden Verhandlungsfortschritt«, schreibt Frau Kaufmann. Kein Wort davon, wie die arabische Seite an der Schraube dreht: Ägypten, das als israelfreundlichstes Land der Region gilt, führte im August am Suez-Kanal das Großmanöver Badr durch – unter demselben Codenamen begann Sadat 1973 den Yom-Kippur-Krieg. Syrien verlegte im gleichen Zeitraum 20.000 Mann seiner Libanon-Armada von der Bekaa-Ebene an die israelische Grenze, in Schußweite jüdischer Siedlungen. (Im Libanon sind insgesamt 40.000 Syrer stationiert. Das hielt den PDS-Bundesvorstand nicht davon ab, bereits im April 1996 den Israelis vorzuwerfen, im »souveränen Staat Libanon« ein »ganzes Volk als Geisel zu nehmen«). Anfang Oktober sprach sich Libyens Staatschef Gaddafi beim Besuch des türkischen Premiers Erbakan für die Auslöschung Israels aus – der angereiste Fundi schwieg höflich, protestierte lediglich gegen Gaddafis Forderung nach einem eigenen Staat für die Kurden.

Besondere Brisanz erhalten die PDS-Positionen durch ihre Kompatibilität mit der offiziellen deutschen Außenpolitik. Helmut Schäfer, Staatsminister in Kinkels Auswärtigem Amt (AA), forderte bereits ein paar Tage vor der Tunnelöffnung einen Stop der deutschen Finanzhilfe an Israel: »Wir haben da Zusagen gemacht, aber das setzt voraus, daß der Friedensprozeß vorangetrieben wird.« Deutschland – so Schäfer weiter – könne nicht immer nur jede israelische Regierung unabhängig von deren Verhalten unterstützen, sondern habe zu überlegen, wie man »auf Israel einwirken« könne. Andrea Gysi, im Auftrag der PDS-Bundestagsgruppe, reagierte prompt: »Staatsminister Schäfers Ankündigung, der israelischen Regierung die materielle und finanzielle Unterstützung zu entziehen, wenn und solange sie den Frieden sabotiert, darf kein Lippenbekenntnis bleiben.« Frau Kaufmann legte nach: »Wir erwarten von der Bundesregierung, daß sie endlich ihre falsch verstandene Rücksichtnahme auf die israelische Regierung aufgibt.« Damit ist der PDS das Kunststück gelungen, sowohl in puncto antiisraelischer Hetze als auch bei der Mimikry von Ministrabilität die Realo-Grünen auszustechen. Deren Fraktionsführung um Joseph Fischer erklärte: »Deutschen Politikern steht es nicht zu, der israelischen Regierung angesichts dieser Entwicklung mit dem Entzug finanzieller Unterstützung zu drohen. Die Äußerungen des Staatsministers Helmut Schäfer sind nicht hilfreich und lassen die notwendige Sensibilität gegenüber den besonderendeutsch-israelischen Beziehungen vermissen.«

Die Umorientierung der deutschen Nahostpolitik auf die Palästinenser – bereits im Frühjahr wurde Israel von der Liste der Länder gestrichen, die Entwicklungshilfe erhalten, Deutschland ist der größte Geldgeber für die autonomen Gebiete, selbst in der Unionsfraktion und in der »FAZ« gibt es offene Unterstützung für einen eigenen Palästinenserstaat – entspricht den Bonner Wirtschaftsinteressen. Die deutsche Exportindustrie, insbesondere der Maschinenbau und die Chemieindustrie, braucht den arabischen Absatzmarkt und will deshalb die Sanktionen gegenüber Iran, Irak und Lybien nicht mittragen. Kinkels Unterstützung für Arafat und Schmidbauers Kollaboration mit den Mullahs dienen als Visitenkarte für deutsche Geschäftsleute beim Antichambrieren zwischen Ankara, Tripolis und Islamabad. Das US-Kapital fährt die entgegengesetzte Strategie. Da es im zivilen Bereich gegen die Europäer nicht konkurrieren kann, muß es an einer Fortdauer der Spannungen im Nahen Osten interessiert sein – das garantiert einen gleichbleibend hohen Absatz von US-Rüstungsgütern in der Region; zur Bezahlung liefern Saudi-Arabien und die Scheichtümer Jahr für Jahr Milliarden Petrodollars als Schutzgelder beim militärisch-industriellen Komplex der USA ab.

Auch die von Washington periodisch inszenierten Nahostkrisen können für Israel gefährlich werden. Der fehlgeschlagene CIA-Putsch im August im Irak, notdürftig kaschiert durch Cruise-Missile-Schläge gegen Bagdad und für Oppositionsführer Newt Gingrich »ein arabisches Schweinebucht-Debakel«, war ein ungeheurer Prestigegewinn für Saddam Hussein und ein »direkter Auslöser« (»Washington Post«) der Unruhen im Westjordanland. Dennoch ist die von Bonn mit Friedensgesäusel geölte deutscharabische Achse für den jüdischen Staat gefährlicher: Diese Völkerfreundschaft versorgt Regime, deren erklärtes Ziel die Vernichtung der »zionistischen Teufel« ist, mit Komponenten für Vernichtungswaffen und trägt auch im rein zivilen Bereich zur Stabilisierung der wirtschaftlich lädierten Mullah-Herrschaft in Teheran, des größten Sponsors des Nahost-Terrorismus bei. Um diesen offensichtlichen Skandal zu vertuschen, wird Netanjahu in der deutschen Öffentlichkeit die Verantwortung für die Zuspitzung der Lage in Nahost zugeschoben. Für die Protagonisten dieser Schmutzkampagne, FDP und PDS, könnte sich die Sache rentieren. Die Mischung aus Pazifismus und Antisemitismus sowie das Gerede vom Juden, der die Völker in den Krieg hetzt – das hat in Deutschland schon immer gezogen.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 10/96 über die Tagträume der Bundeswehr

Konkret 11/96, S. 22

Zu Protokoll

Unparteiische Menschenfreunde und Friedensengel – so sehen sie sich am liebsten, die Deutschen auf dem Balkan, und so werden sie auf allen Kanälen gern gezeigt. Jetzt hat das ARD-Magazin »Monitor« (Leitung: Klaus Bednarz) das Bild mit einem Zipfel Wahrheit gestört: Der deutsche Leiter der EU-Delegation ist ein BND-Agent, der zwischen Nahrungsmitteln versteckte deutsche Waffen an die Muslime weiterleitete

Bednarz: In dieser Woche wurde in Bosnien, zum ersten Mal seit der Waffenruhe, wieder gewählt, aber Frieden herrscht noch lange nicht. 52.000 schwer bewaffnete Nato-Soldaten sollen den Ausbruch neuer Feindseligkeiten verhindern, neutrale diplomatische Beobachter der Europäischen Union den Normalisierungsprozeß vorantreiben. Doch ausgerechnet der deutsche Bundesnachrichtendienst mißbraucht diese neue, neutrale Beobachterkommission für seine eigenen, zweifelhaften Zwecke. Hochrangige BND-Beamte sind in diese Kommission eingeschleust worden und gehen unter dem Deckmantel der Europäischen Union hier ihrer geheimdienstlichen Tätigkeit nach. Manche sind offenbar sogar in Waffenschiebereien verwickelt.

Reporter: Mostar, die geteilte, die zerstörte Stadt. Mostar, das Symbol des blutigen Bürgerkrieges im ehemaligen Jugoslawien. Unter den Folgen dieses Krieges leiden die Menschen noch heute in ganz Bosnien. Noch immer sind sie auf Hilfstransporte von außen angewiesen. Begleitet werden diese Transporte oft von Beobachtern der Europäischen Union. Diese EU-Beobachter sollen unparteiisch sein, vermitteln, Frieden stiften zwischen den Kriegsparteien. Die Menschen in Bosnien vertrauen darauf.

In der kroatischen Hauptstadt Zagreb sind die EU-Beobachter seit 1991 stationiert. Ihr Kennzeichen »EC-Monitor« verspricht Hilfe aus Europa. Ihre Aufgaben sind in mehreren internationalen Verträgen genau festgelegt. Besonders betont wird dadurch ihre Rolle als »... neutrale dritte Instanz zwischen den kriegsführenden Parteien«. Ihr Hauptquartier haben die Monitore, wie sie sich nennen, im Hotel I am Stadtrand von Zagreb aufgeschlagen. Auch 24 deutsche EU-Beobachter werden von hier aus eingesetzt. Der Mann links im Bild ist Christoph von Bezold, seit 1993 in Zagreb. Wir fragen ihn nach den Aufgaben.

Christoph von Bezold, EU-Delegationsleiter: Unsere Monitore sind seit 1991, seit Ausbruch des Krieges, immer vor Ort gewesen und haben die Situation dort beobachtet, haben entsprechende Gespräche geführt, entsprechend unserem Aufgabenspektrum, und haben darüber der jeweiligen Präsidentschaft oder, wenn Sie so wollen, der Europäischen Union berichtet.

Frage: Welche Aufgabe haben Sie denn hier in Zagreb?

von Bezold: Also, ich bin zur Zeit amtierender Leiter der deutschen Delegation. Das heißt, ich betreue die deutschen Monitore, die innerhalb der Europäischen Beobachtermission ihre Tätigkeit erfüllen.

Frage: Und wo sind Sie normalerweise angestellt?

von Bezold: Ich bin Beamter im Auswärtigen Amt.

Reporter: Doch das ist falsch. Genauer: eine Legende, gestrickt beim Bundesnachrichtendienst in Pullach bei München, dem tatsächlichen Arbeitgeber von Christoph von Bezold. »Monitor« liegt die Lohnsteuerkarte 1994 des angeblichen Diplomaten vor. Doch in der entsprechenden Rubrik des amtlichen Dokuments ist als Arbeitgeber nicht etwa das Auswärtige Amt in Bonn eingetragen, sondern das »Bundesamt für Finanzen, Außenstelle Süd« – eine BND-Dienststelle. Und diese befindet sich wenige Kilometer von der BND-Zentrale entfernt in Haar bei München, in einer ehemaligen Kaserne. Eine getarnte BND-Einrichtung, interne Bezeichnung: Objekt Weberei. Die »Außenstelle Süd« des »Bundesamtes für Finanzen« ist die geheime Zahlstelle des Bundesnachrichtendienstes. Von hier aus werden alle hauptamtlichen Mitarbeiter des BND besoldet.

Beim Bundesnachrichtendienst ist von Bezold seit 1986 beschäftigt, zunächst als Regierungsrat. Auch als EU-Beobachter setzt er seine Geheimdienstarbeit fort. Aus seinen Notizen, die »Monitor« vorliegen, geht sogar hervor, von wem er Aufträge bekommt. Vermerkt sind zum Beispiel wiederholte Gespräche mit dem BND-Beamten Smidt. Smidt, dienstinterner Deckname: Sandmann, ist Leiter der gesamten Ostspionage des BND. Das ihm unterstellte Referat 12 D führt alle BND-Agenten auf dem Balkan. Und der BND-Beamte von Bezold ist bei seiner Tätigkeit in Ex-Jugoslawien so erfolgreich, daß er sogar hoch befördert wird. Am 31. März 1995 dokumentiert er die freudige Mitteilung, »... daß für mich bei 12 D eine 15er Stelle eingestellt wird. Alles läuft sehr gut!« Kurze Zeit später wird er tatsächlich befördert.

Zurück in Zagreb, zurück im Hotel I, dem Hauptquartier der EU-Beobachter. Im Kartenraum der EU-Mission plant der getarnte BND-Beamte von Bezold, geheimdienstinterner Deckname: Ebenberg, die nächsten Aufklärungsfahrten durch Bosnien. Nochmals fragen wir nach seinem Arbeitgeber: Sind Sie Geheimagent?

von Bezold: Natürlich nicht.

Frage: Also, kein Secret Service oder BND oder sonstwas?

von Bezold: Nein, wieso sollten wir das sein?

Reporter: Doch warum schleust der BND Geheimdienstler in eine neutrale, internationale Organisation ein? Die Antwort: So getarnt kann der BND überall im ehemaligen Jugoslawien seine eigenen, geheimen Geschäfte betreiben. Spionage unter dem Deckmantel einer neutralen, europäischen Institution, die auf das Vertrauen aller Kriegsparteien angewiesen ist.

Zagreb, Hotel I, das Hauptquartier der EU-Beobachter. Die Bar ist Nachrichtenbörse. Hier werden auch Geheimoperationen geplant. Darunter, nach »Monitor«-Informationen, eine Aktion, bei der 1994 zugunsten der Moslems etwa zwei Millionen DM in das umkämpfte Tuzla geschmuggelt wurden – von einem deutschen EU-Monitor.

Doch das ist längst nicht alles. In München sind wir verabredet mit einer Informantin aus BND-Kreisen. Schon bei unserem ersten Gespräch am Telefon hat sie uns von illegalen Waffen- und Munitionslieferungen berichtet. Bei unserem Treff übergibt sie uns geheime Dokumente, berichtet sogar von Waffenlieferungen in Moslem-Enklaven, getarnt als humanitäre Hilfslieferungen, geleitet von BND-Mitarbeitern – ein klarer Verstoß gegen das Waffenembargo der Vereinten Nationen. Sie übergibt uns eine eidesstattliche Versicherung, die das untermauert, was sie erzählt:

»Von Bezold berichtete mir, er habe einen Konvoi mit Hilfsgütern für bosnische Enklaven geführt und dabei festgestellt, daß er in den für ein Kinderkrankenhaus bestimmten Milchpulverkartons Waffen und Munition transportiert habe ... Seinen Aussagen nach fuhr er häufiger solche Transporte mit einem Kollegen.«

Neutrale EU-Beobachter hätten den Transport sofort stoppen müssen. Nicht so Christoph von Bezold, der die Waffen wissentlich zu den bosnischen Moslems bringt, so Informantenaussagen. Und er war an mindestens einem weiteren Waffentransport beteiligt, so die eidesstattliche Erklärung eines weiteren Zeugen. Diesmal waren die Waffen in Mehlsäcken versteckt:

»Als er einen der Mehlsäcke aus Neugier geöffnet hat, da sah er, daß er eine größere Menge an Handfeuerwaffen in seinem Fahrzeug hatte.«

Wiederum landete der Transport bei den Moslems. Nicht nur begleitet, auch organisiert wurden illegale Waffentransporte vom Bundesnachrichtendienst. Das bestätigten »Monitor« mehrere BND-Informanten unabhängig voneinander. Waffentransporte, getarnt als Hilfe für die notleidende Zivilbevölkerung.

Hier, an einem bosnisch-serbischen Kontrollpunkt bei Ilige, wird Munition gefunden, versteckt unter Containern eines humanitären Hilfstransportes. Bestimmt waren die 20.000 Schuß Scharfschützen-Munition für bosnische Moslems. Kein Einzelfall. Und bei vielen derart getarnten Waffentransporten waren EU-Beobachter dabei.

Offiziell wollen die Herren in Weiß von derartigen Operationen, die internationale Abmachungen sabotieren, natürlich nichts wissen. Genausowenig wie sie mit dem Bundesnachrichtendienst in Verbindung gebracht werden wollen.

von Bezold: Also, das mit dem Nachrichtendienst würde ich aber rauslassen. Ich würde das nicht bringen. Das ist nicht gut.

Bednarz: Das Auswärtige Amt teilte auf »Monitor«-Anfrage mit, es habe über Aktivitäten von BND-Mitarbeitern in seiner Delegation »keine Erkenntnisse«. Der BND sprach von Unterstellungen und erklärte im übrigen, daß man sich »zu Personalangelegenheiten grundsätzlich nicht in der Öffentlichkeit« äußere.

Ich vermute, Außenminister Kinkel als der politisch Verantwortliche und BND-Präsident Geiger werden es nun wohl doch tun müssen.

Konkret 11/96, S. 24

Heiner M□ ller

S□ enen einer Gut□ eltmacht

Auch □ enn es mit dem St□ ndigen Sit□ im UN-Sicherheitsrat vorerst nichts □ erden □ ill: Das Menschenrecht der Bundesregierung auf deutsche Gro□ machtpolitik □ ird seit 1990 immer lauter eingefordert

Frustrierend ist es schon: Vor fünf Jahren hatte ein eifriger neuer Außenminister Kinkel bis zum fünfzigsten Uno-Geburtstag 1995 Deutschland einen Ständigen Sitz im Sicherheitsrat versprochen. Ein Jahr nach dem Geburtstag hatte er es immer noch nicht geschafft. Vor der 51. Generalversammlung der Uno am 25. September beschwor er die Reform des Sicherheitsrats als Entscheidung »größter politischer Tragweite« und prahlte zur Förderung dieses Ziels mit einer peinlichen Aufzählung deutscher Guttaten in aller Welt.

Schutz der Kinder, Chancengleichheit für Frauen, Bekämpfung der Armut in der Welt, Integration Afrikas in die Weltwirtschaft – jeden Tag eine gute deutsche Tat. Deutschland liebt Ausländer, Deutschland nimmt die meisten Asylbewerber auf und auch die meisten jugoslawischen Flüchtlinge (die es freilich ohne den deutschen Jugoslawienkrieg nicht gäbe). Deutschland führt in der Umweltpolitik – »die deutsche Wirtschaft hat sich freiwillig dazu verpflichtet, ihre CO2- Emissionen bis zum Jahr 2005 um 20 Prozent zu verringern, und damit weltweit eine Vorreiterrolle übernommen« , zum Schutz der brasilianischen Tropenwälder hat Deutschland »60 Prozent der bisherigen bereitgestellten Zuschüsse« getragen. Deutschland führt auch in der Abrüstungspolitik: »Deutschland hat auf Anti-Personenminen vollständig verzichtet und ein einseitiges Exportverbot verhängt.« Deutschland gewährt dem Sekretariat der Uno-Klimarahmenkonvention Gastfreundschaft in Bonn und möchte dort auch das Sekretariat der Wüstenkonvention beherbergen.

Doch Undank ist der Welt Lohn. Die fünf Siegermächte des Zweiten Weltkriegs, die einen Ständigen Sitz im Sicherheitsrat der Uno haben, wollen die guten Deutschen immer noch nicht in ihre Reihen aufnehmen. »Dieser zentrale Wächter über den Weltfrieden hat noch das Gesicht von 1945«, klagt Kinkel, »er braucht aber das Gesicht des Jahres 2000.« Das sei »eine Frage der Legitimität, Glaubwürdigkeit und Effektivität dieses Gremiums«.

Ist es das? Die bisherigen fünf Ständigen Mitglieder des Gremiums verbergen ihre Ambitionen nicht: Die USA nutzen den Sicherheitsrat zur Behauptung ihrer Weltvormacht-Stellung, Rußland versucht, Reste alter sowjetischer Größe zu retten, China spielt seine steigende wirtschaftliche Bedeutung aus, Frankreich und Großbritannien verteidigen Privilegien aus einstiger Macht. Alle denken nur an sich – und nur Deutschland denkt an alle. Ist es wirklich zuviel verlangt, wenn der drittgrößte Beitragszahler (auch hierin vorbildlich) seine guten Taten und die »gestiegene Verantwortung in der Welt«, in die Deutschland sich seit 1990 mit wahrer Obsession hineingeredet hat, vergolten sehen will?

Weil aber die fünf führenden Staaten der Anti-Hitler-Koalition nicht einfach den Rechtsnachfolger ihres Kriegsgegners als sechstes Mitglied aufnehmen wollen, hat sich Deutschland eine wiederum äußerst altruistische Konstruktion ausgedacht: Zu den fünf alten Ständigen sollen fünf neue kommen: Japan und Deutschland sowie je ein Kontinentvertreter aus Asien, Afrika und Lateinamerika. Mit Legitimität (wie außer nach machtpolitischen Kriterien ließen sich solche als Erdteilrepräsentanten vorgestellten Kontinentmächte legitimieren?), Glaubwürdigkeit (allein drei europäische Mächte im Ständigen Rat) oder gar Effektivität hat das natürlich nichts zu tun, weshalb der Widerstand gegen den Plan schon in Deutschlands eigenem Europa beginnt. Frankreich und Großbritannien, zu deren Lasten die Erweiterung ginge, lehnen den deutschen Vorschlag ebenso ab wie die Italiener, deren Uno-Botschafter befürchtet, das »massive« »teutonische« Vorpreschen Kinkels ziele darauf, Italien endgültig zu einer zweitrangigen Macht in Europa zu degradieren.

Kinkels Chancen scheinen gering. Ist der Kampf um die Uno-Macht also nur eine Nebenspielwiese für den Außenminister, während Kohl und Rühe in Europa und in der Nato die eigentliche Außenpolitik betreiben? Das Wohl und Wehe deutscher Außenpolitik hängt von diesem kostspieligen Sitz nun wirklich nicht ab.

Aber vielleicht ist das ein kurzsichtiger Irrtum. Denn unterhalb der Uno-Diplomatie verfolgt die bundesdeutsche Außenpolitik die Ausbreitung und Verfestigung ihres weltmachtpolitischen Einflusses mit erstaunlicher Zielstrebigkeit und nimmt dabei sehr konsequent die Traditionslinien deutscher Weltmachtpolitik wieder auf. Die Gutmacht gegen alles Übel in der Welt versucht all jene Staaten auf ihre Seite zu ziehen, die sich machtpolitisch von den Uno-Gremien an die Wand gedrückt sehen. Der »Dialog der Kulturen« (Kinkel vor der Uno) knüpft an die Ende des letzten Jahrhunderts eröffnete Phase der deutschen »Orientpolitik« an, als Wilhelm II. in Damaskus die »dreihundert Millionen Muslime« der ganzen Welt seiner Freundschaft versicherte und Deutschland als »Schutzmacht aller Muslime« positionierte. Der »kritische Dialog« mit dem Iran erfolgt in bewußter Eigenständigkeit und Abgrenzung zu den USA. Ob die Iranpolitik, der klammheimliche (Giftgas-)Handel mit Libyen und dem Irak, die neue Chinapolitik oder die seit 1991 verfolgte Balkanpolitik – Deutschland bemüht sich wie Bismarck in der Balkankrise 1876 um die Rolle des »ehrlichen Maklers«. Kinkel 120 Jahre später: »Wir haben uns in Bosnien als ehrliche Makler um eine Lösung bemüht.«

Das Angebot der USA, Deutschland als (Junior-)»partner in leadership« aufzunehmen, genügt der Bundesregierung längst nicht mehr. Vor der John Hopkins School for Advanced International Studies verlangte Kriegsminister Rühe, die Beziehungen zwischen den USA und Europa müßten solche »von Gleich zu Gleich« sein. Daß Rühe Europa sagt, wenn er Deutsch-Europa meint, gehört zu der auch von Kinkel geübten Taktik, die eigenen Interessen nie offen als die eigenen zu formulieren. Wenn Frankreich (Ende September bei der Nato-Konferenz in Bergen) seine Wiederannäherung an die Führungsgremien der Nato betreibt und dabei die US-Dominanz der Kommandostrukturen des westlichen Kriegspakts in Europa angreift, eilt der deutsche Verteidigungsminister sofort als ungerufener Helfer herbei. Auch die Entsendung deutscher Kampftruppen nach Bosnien im Rahmen von Post-Ifor (Ifor I läuft am 20. Dezember aus) und Rühes Forderung nach deutscher Beteiligung in der Kommandostruktur der Ifor-Truppen dienen vor allem dem Ziel, den USA die Rolle der Ordnungsmacht auf dem Balkan wieder abzunehmen.

Manchmal wird auch schon mutiger agiert. Bei der vorbereitenden Tagung der G7 für IWF und Weltbank Ende September verlangten Finanzminister Waigel und Bundesbankpräsident Tietmeyer, die deutsche Stabilitätspolitik und die Maastrichter Konvergenzkriterien zum Maßstab der internationalen Kreditpolitik zu machen und Hilfe nur solchen Ländern zu gewähren, die sich ihrer durch Selbsthilfe würdig erweisen. Als selbst die rigiden US-Vertreter Bedenken äußerten, erklärten ihnen die beiden guten Deutschen die Welt: »Wenn es um die Hilfe für die ärmsten Länder geht, steht Deutschland immer an der Spitze.«

»Was gut für Deutschland ist, ist auch gut für Europa« (Tietmeyer), dieser Leitspruch des – natürlich – »größten Beitragszahlers in der EU« ist an allen Fronten auf freundschaftlichem Vormarsch. Ob Kinkel vor der Uno gönnerhaft anbietet: »Rußland muß in Europa einen angemessenen Platz haben«, oder dessen Nachbarn versichert, Deutschland sei »Anwalt der Balten«, oder im deutschen Europainteresse die Osterweiterung der EU und die Ostausdehnung der Nato betrieben werden – immer ist es der deutschen Außenpolitik gelungen, die deutsche Großraum-Politik zu europäisieren. Gegen alle Vorhersagen, daß in »Mittelosteuropa« nichts zu holen sei, zeigen der Anstieg der Direktinvestitionen (von 0,4 auf 9 Prozent seit 1989) und der deutschen Exporte (auf 8,4 Prozent), wie die Bundesbank in ihrem Juli-Monatsbericht schreibt, daß »die Stellung der deutschen Wirtschaft in diesen Ländern weitaus bedeutender als in anderen Wachstumsregionen wie beispielsweise dem südostasiatischen Raum« ist.

Die deutsche Hegemonie als Europäisierung deutscher Interessen greift nicht nur über die Währungspolitik in die inneren Angelegenheiten der Partnerländer ein, sie dirigiert mittlerweile auch deren Haushalte und raubt ihnen stiekum die Souveränität, die sie sich politisch und militärisch noch zu bewahren versuchen. In Dublin setzten Waigel/Tietmeyer im September durch, daß jene Länder, die die von der Zentralbank festgelegten Obergrenzen der Neuverschuldung überschreiten, künftig ein Bußgeld bis zu 0,5 Prozent des Bruttosozialprodukts zahlen müssen. Eine europäische Beschäftigungspolitik hingegen, die eine Mehrheit der Partnerstaaten sich gewünscht hätte, wurde von den Deutschen der »Einzelverantwortung der nationalen Regierungen« zugeschoben und als Zumutung, »die Last auf die Schulter der Gemeinschaft zu legen«, von Kinkels Staatsminister Hoyer zurückgewiesen.

Wenn aber mal einer vor der »freundschaftlichen Umklammerung durch unsere Freunde jenseits des Rheins« (Paul Marchelli, Bank von Frankreich) warnt oder, wie der ehemalige französische Finanzminister Alain Madelin in »Le Monde«, mahnt, »wir riskieren, aus dem künftigen Euro-Raum eine Zone der ökonomischen Depression zu machen, die zu einer sozialen Explosion führt«, wird dies unter der Rubrik französischer Nationalismus abgebucht, wohingegen Sachsens Ministerpräsident Biedenkopf mit seinen rechtswidrigen Subventionen für VW in Sachsen legitime deutsche Beschäftigungsinteressen gegen die »Brüsseler Bürokratie« verfolgt.

Kritikern der neuen deutschen Außenpolitik wird erwidert, daß sich alles viel harmloser verhalte, daß niemand dieser Politik ernsthaft widerspreche, sie im Gegenteil weltweit auf Zustimmung stoße und im übrigen für die nationale Sache keineswegs so erfolgreich sei, wie von den Kassandren behauptet. Jugoslawien, beispielsweise, sei doch für die deutsche Politik ein einziges Desaster gewesen. Richtig ist das Gegenteil: Gerade dort hat sich deutsche Politik in ihrer beharrlichen Kontinuität durchgesetzt und das Gesicht des Konflikts bestimmt.

Genschers Wort von 1991, jeder Schuß im innerjugoslawischen Krieg bringe Kroatien der Unabhängigkeit näher, läßt sich auf die deutsche Außenpolitik übertragen: Jeder Vorstoß bringt Deutschland der Weltmacht näher. Was anläßlich der Anerkennung Kroatiens und Bosniens noch als Menschenrechtssuperlativ formulierte wurde (in Sachen Menschenrechte lasse sich Deutschland von niemandem in der Welt übertreffen, trompetete Genscher 1991), fand seine Fortsetzung in Kinkels Wunsch, Serbien »in die Knie zu zwingen« (1992), in seiner Klage, daß das Friedensabkommen von Dayton nicht die Lage im Kosovo behandelt habe, in der Forderung, ein neues Kriegsgebiet aufzumachen: »Jetzt müssen wir das internationale Scheinwerferlicht auf das Kosovo richten und alles tun, um den Menschen dort zu helfen« (Ende 1995), und in Rühes Forderung vor der Nato in Bergen, man müsse die Serbenführer Karadzic und Mladic jagen und gefangennehmen (was auf Widerspruch der USA und Großbritanniens stieß; der britische Verteidigungsminister Portillo: »Die Nato-Truppen dürfen sich nicht als Besatzer verstehen und in die Regelung innenpolitischer Fragen eingreifen«).

Edel ist die deutsche Politik, hilfreich und gut. In Sachen Menschenrechte läßt sie sich von niemandem in der Welt übertreffen. Es sei denn, daß Märkte und Investitionen auf dem Spiel stehen. Als Kinkel den Dalai Lama geknutscht hatte, lud China den deutschen Außenminister aus, und der Besuch des deutschen Bundespräsidenten mußte verschoben werden. Nun ging es plötzlich auch anders: Roman Herzog empfahl den menschenrechtlich unübertrefflich guten Deutschen, sie sollten »von ihrem hohen Roß heruntersteigen« (Herzog) und dürften das europäische Verständnis von Menschenrechten »anderen Völkern mit anderen Kulturen nicht aufzwingen wollen«.

Heiner Möller schrieb in KONKRET 10/96 über die neuen Propagandisten des Arbeitsdienstes

Konkret 11/96, S. 26

Otto Köhler

Lübecker Prozeß

Im Strafverfahren gegen Safwan Eid gibt sich die Staatsanwaltschaft alle Mühe, den Anschein der Rechtsstaatlichkeit zu vermeiden

Es muß eine schreckliche Nacht für Deutschland gewesen sein, als am 18. Januar in Lübeck zehn Ausländer verbrannten. Schleswig-Holsteins Ministerpräsidentin Heide Simonis klagte: »Die Lübecker tun mir fast genauso leid wie die Opfer.« Und Bundespräsident Roman Herzog drohte – wem? – : »Sollte es sich um einen Anschlag handeln, dann geht mir die Geduld allmählich zu Ende.« Seine Geduld mußte nicht zu Ende gehen. Die Lübecker Staatsanwaltschaft versuchte zu beweisen, daß eines der Opfer in Tateinheit als Täter, daß also Safwan Eid das Haus angezündet hatte, bevor er sich dort mit seinen Angehörigen zur Ruhe begab.

Da brach Erleichterung aus in Deutschland und in all seinen Organen. »Sollte es sich erweisen, daß den Brand von Lübeck nicht ein Deutscher gelegt hat«, so übte die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« erst einmal im Konditionalis, dann würden es »alle etwas schwerer haben«, die »mit der Nazikeule* auf Deutschland zu schlagen gewohnt sind«. Und mitten aus dem Brandherd Deutschland, aus dem Brennpunkt – so der Duden für »Focus« – frohlockte Helmut Markwort ganz unverkrampft: »Ich fühle mich erleichtert, daß kein Deutscher die schreckliche Tat von Lübeck begangen hat.«

Der Prozeß gegen Safwan Eid, der kein Deutscher ist, hat inzwischen in Lübeck begonnen. Für den Endsieg der Staatsanwaltschaft ist es entscheidend, daß sie den auf Antrag der Verteidigung vom Gericht bestellten Brandsachverständigen Ernst Achilles aus dem Verfahren herausschießt. Er hat die Gutachten von Landes- und Bundeskriminalamt entkräftet, die zweifelsfrei nachgewiesen haben wollen, daß der Brand im ersten Stock gelegt wurde, mit Benzin oder einem anderen Brandbeschleuniger, der bergauf geflossen sein muß, um über die Treppe nach unten zu gelangen. Diesem Beweis dient auch eine Spannplatte vom so festgestellten Brandherd, die mitsamt ihren originären tiefen Brandspuren aus dem Gewahrsam der Kriminalpolizei sorgfältig entschwunden ist.

Achilles hatte bereits im März in der WDR-Sendung »Monitor« aufgrund ihm vorliegender Videoaufnahmen diese von der Staatsanwaltschaft übernommene und zu einer Täterschaft Sawfan Eids ausgebaute Version bezweifelt. Bei einer Besichtigung des Brandhauses am 2. April, zu der die Staatsanwaltschaft eingeladen, aber nicht erschienen war, kam er zu dem Ergebnis, daß auch andere Brandentstehungsmöglichkeiten bestehen als die in den vorliegenden Gutachten angegebenen. Das allein schon genügte der Staatsanwaltschaft zu ihrer Feststellung: Weil Achilles sich »frühzeitig auf den ›Vorbau‹ des Hauses Hafenstraße 52 als von der Verteidigung favorisiertem Ausgangspunkt des Brandgeschehens festlegte«, sei er »wegen der Besorgnis der Befangenheit abzulehnen«.

Festgelegt hatte sich Achilles in Wahrheit nur darauf, daß es auch andere Möglichkeiten der Brandentstehung gibt als die von den LKA- und BKA-Gutachtern zuungunsten von Eid angenommenen. Die bei Achilles erkennbaren Zweifel an den amtlichen Gutachten genügen der Lübecker Staatsanwaltschaft für den Versuch, einen vom Gericht bestellten Gutachter aus dem Verfahren zu entfernen. Zweifel an der Anklage dürfen nicht erlaubt sein. Staatsanwalt Dr. Böckenhauer stellte dazu noch seinen besonderen Humor unter Beweis, indem er bei der Verlesung seines Befangenheitsantrages gegen Prof. Dipl.-Ing. Achilles stets von »Professor Dippeling« sprach.

Der Befangenheitsantrag der Staatsanwaltschaft wurde publizistisch im WDR-Hörfunk von einem Beitrag der »FR«-Korrespondentin Ingrid Müller-Münch begleitet, der sich gegen den »Experten für Ferndiagnosen« Achilles richtete, der »in einem Fernsehmagazin« – gemeint war WDR-»Monitor« – aufgetreten sei, obwohl es sich doch bei ihm um einen Sachverständigen von zweifelhafter Glaubwürdigkeit handele. Zuvor hatte sie schon im eigenen Blatt die »pedantisch-genaue Art« des einzigen Belastungszeugen der Anklage gewürdigt – des »leidenschaftlich seinen ehrenamtlichen Sanitätsberuf ausübenden Jens L.«, der »die ihm von den Verteidigerinnen des Angeklagten vorgehaltenen Widersprüche in Details souverän zu erklären« wußte. »Das jedenfalls war der Eindruck der Berichterstatter«, fügte sie hinzu, und die »Frankfurter Rundschau« strich diesen ersichtlich falschen Satz nicht.

Denn dieser Jens L. verwickelte sich während des Verfahrens immer mehr in Widersprüche. Außer dem Satz »Wir waren's«, den er von Safwan Eid im lärmerfüllten Bus gehört haben will – und der ebenso (s. KONKRET 5/96) »Die waren's« gelautet haben konnte – bot er nur verwirrende Aussagen, die er von Eid gehört zu haben vorgab, die aber offensichtlich aus Polizeiprotokollen stammen: Es habe Streit mit einem Hausbewohner oder Familienvater gegeben, man wollte sich rächen oder Rache nehmen. Man habe Benzin oder eine andere brennbare Flüssigkeit aus einem Gefäß, einer Flasche oder einem Becher angezündet. Das alles habe ihm Safwan so im Bus gestanden.

Für Jens L. steht viel auf den Spiel: Eine Aussage, die Safwan Eid entlastet, würde den Rettungssanitäter 50.000 Mark kosten – so hoch ist die Belohnung, die ihm verlorengeht, wenn seine Aussage nicht Sawfan Eid als Täter überführt. Und da war es schon gut, daß zur Vorbereitung dieses Zeugen ein Treffen stattgefunden hat, an dem auch die Zeugen vom Hörensagen – also diejenigen, denen L. das angebliche Geständis Eids am selben Tag weitererzählt hatte – teilnahmen. Das

war, gleich nach der Freilassung Safwan Eids aus der Untersuchungshaft, am 8. Juli an einem besonderen Ort, nämlich in den Räumen der kaum zuständigen Wasserschutzpolizei. Wer dieses Treffen einberief, ist bis jetzt unbekannt. Mit dabei aber waren auch – und das ist unter rechtlichen Gesichtspunkten eigentlich unmöglich – der Leiter des für die Ermittlungen zuständigen Kommissariats 1, Kriminalhauptkommissar Giesenberg, und der ermittelnde Staatsanwalt und heutige Ankläger Böckenhauer. Der ebenfalls anwesende Kriminalhauptkommissar Stebner soll nach Ermittlungen der Verteidigung dem Kronzeugen L. mit den Worten »Das ist nicht so schlimm, das schaffst du« zum »Durchhalten« ermuntert haben.

Nötig war diese Ermunterung in jedem Fall. Denn in der Verhandlung stellte sich heraus, daß L. an den Übungen einer Gotcha-Wehrsportgruppe teilgenommen hatte, die von seinem Freund, dem an dem Treff beteiligten Zeugen Mathias H. geleitet wird. »Die Spur nach Grevesmühlen ist vollkommen abgearbeitet«, hatte die Staatsanwaltschaft noch kurz vor dem Treff gegenüber der »jungen Welt« versichert. Doch in Schleswig-Holstein gibt es nicht nur eine Staatsanwaltschaft, deren Intelligenzgrad oder deren verläßliche Parteilichkeit zureichend dadurch beschrieben ist, daß sie sich von den Grevensmühlener Niemals-Tätern erzählen läßt, der eine habe sich seine frisch verbrannten Haare durch das Quälen eines Hundes mittels brennendem Haarspray, ein anderer durch das Prüfen eines Benzintanks mit offenem Feuer geholt und ein dritter durch Hantieren am Kohleofen, und die dann zu dem Schluß – credo, quia absurdum – kommt, dies alles sei »nicht zu widerlegen«.

Es gibt in diesem seltsamen meerumschlungenen Land auch einen linksliberalen Generalstaatsanwalt, von dem man hoffte, daß er den aus Barschels Zeiten hinterbliebenen genius loci vergessen machen würde. Doch Heribert Ostendorf, Hamburger Ordinarius für Strafverfahrensrecht und Kriminalpolitik, seit 1988 Generalstaatsanwalt von Schleswig-Holstein, hat in ebendieser Funktion – also mit dem offiziellen Briefkopf »Der Generalstaatsanwalt« – sich an den WDR gewandt, in dem Wahn, es handele sich um – wie im Brief ausdrücklich geschrieben steht – eine »staatliche Rundfunkanstalt«. Dem Juristen ist somit der Unterschied zwischen Staatsfunk und öffentlich-rechtlichen Anstalten nicht geläufig.

Und das erklärt den Inhalt seines Briefes. Ihm hatte die »Monitor«-Sendung vom 7. März nicht gefallen, die erstmals in einer größeren Öffentlichkeit Zweifel an Safwan Eids Schuld verbreitet und den Verdacht geweckt hatte, daß Lübecks Staatsanwaltschaft den Falschen verhaftet habe, um nicht dem Verdacht einer Tat von Rechtsextremisten nachgehen zu müssen. Der Generalstaatsanwalt empört: »Hier aber ist die Grenze des Zumutbaren überschritten, und deshalb beschwere ich mich über diese »Monitor«-Sendung mit der anschließenden Nachfrage«-Sendung. Hatte der Generalstaatsanwalt besondere Beweise für den Pflichteifer seiner Staatsanwälte? Aber ja: »Wer die Ermittler persönlich kennt, weiß, daß sie über jeden Verdacht erhaben sind, einem politischen Druck in welche Richtung auch immer nachzugeben, insbesondere rechtsradikale Täter zu schonen.« Bei den ermittelnden Staatsanwälten handele es sich doch schließlich um Angehörige des linken politischen Lagers, nämlich der SPD-nahen Neuen Richtervereinigung und der ÖTV. Wenn es einen Skandal zu vermelden gäbe, dann nicht bei der Staatsanwaltschaft, sondern bei der »Monitor«-Redaktion.

Inzwischen sollen auch die Angehörigen der Opfer zu Hilfsorganen der Staatsanwaltschaft gegen Safwan Eid umfunktioniert werden. Am vierten Prozeßtag stellte der Nebenkläger Diavusumaca Joao Bunga, der in der Brandnacht Frau und Kind verlor, ebenfalls einen Befangenheitsantrag gegen Achilles. Doch am fünften Verhandlungstag stellte sich heraus, daß Bunga, der sich nur über eine vom Gericht gestellte Dolmetscherin verständigen konnte, von diesem seinem Antrag überhaupt nichts gewußt hatte. Sein ihm per Rechtshilfe zugewiesener Anwalt Ulrich Haage hatte den Antrag ohne Bungas Wissen und – wie sich jetzt herausstellte – gegen dessen Willen gestellt. Bunga entzog ihm sein Vertrauen – doch dieser ungewöhnliche Rechtsanwalt, dem man nicht nachsagen kann, daß er anderer Leute Vertrauen nicht genießt, wollte nicht weichen. Bunga, der nicht mehr auf der Nebenklägerbank neben ihm sitzen mochte, entschwand mit seinem neuen Anwalt Mathias Wagner ins Publikum. Wagner zuvor zum Vorsitzenden Richter über den Kollegen Haage: »Er ist in keiner Funktion mehr hier.«

Da hatte er sich aber sehr getäuscht. Denn Haage funktioniert in diesem Verfahren der seltsamen Nebenumstände weiter, vorzüglich sogar. Kaum hatte – am sechsten Verhandlungstag – der Vorsitzende Richter Wilcken Haage seines Mandats für Bunga entbunden, da zog der gelenkige Anwalt ein neues Mandat aus der Tasche, diesmal von einem noch nicht vertretenen Mitglied der Familie el-Omari, die zwar an eine Schuld Safwan Eids nicht glaubt, mit seiner Familie aber seit einigen Wochen in Streit geraten ist oder wurde. Und der würdige, weißhaarige Rechtsanwalt Wolfgang Clausen, der seit Prozeßbeginn den größeren Teil der Familie el-Omari vertritt, hatte zur sichtbaren Befriedigung der Staatsanwaltschaft den Befangenheitsantrag gegen Achilles übernommen, den Haage für Bunga gestellt hatte und zurückziehen mußte. Die Familie el-Omari besitzt nur eine für ein Jahr gültige Aufenthaltserlaubnis, Bunga dagegen hat eine nicht begrenzte und kann sich so einen eigenen Willen leisten.

Die Chancen der Staatsanwaltschaft, Safwan Eid irgendeine Brandlegung nachzuweisen, stehen schlecht. Die Aussagen der Feuerwehrleute insbesondere am sechsten Verhandlungstag machen einen Brandherd im Eingangsbereich des Hauses immer wahrscheinlicher, der die Angaben der Sachverständigen von BKA und LKA widerlegen würde. Doch die Anklage

setzt Hoffnung auf ein Papier, das manchen Zwecken zu dienen vermag. Der Sachverständige Achilles hatte auf den bemerkenswerten Umstand verwiesen, daß eine noch nicht verbrauchte Toilettenpapierrolle im Klo über dem »Deckendurchbrand« am angeblichen Brandentstehungsort im ersten Stock unversehrt und ohne Brandspuren geblieben ist. Doch genau auf dieses dünne Material scheinen die Ankläger ihre letzte Hoffnung zu richten. Oberstaatsanwalt Schultz zur »Süddeutschen Zeitung«: »Die Klorolle? Da warten Sie mal ab. Das wird noch interessant.«

*Nazikeulen, das muß man Sprachkundigen erläutern, sind an dieser Stelle nicht die Baseballschläger, die junge Vertreter der Selbstbewußten Nation gegen Ausländer schwingen, Nazikeulen sind vielmehr Zeitungsartikel, die solch ein Keulenschwingen in Deutschland konstatieren und davor warnen.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 10/96 über Goldhagen unter den Deutschen

Konkret 11/96, S. 28

Gaby Hommel

Zum Paket verschnürt

Eine viertel Million Menschen werden jährlich aus Europa abgeschoben. Mit welchen Methoden, hat sich der belgische Buchautor und Journalist Chris de Stoop aus der Nähe angeschaut

Geht es um den zwangsweisen Abtransport von Flüchtlingen, Migrantinnen und Migranten, bevorzugt die deutsche Öffentlichkeit verharmlosende Sprachregelungen wie »Ausweisung« oder »Rückführung«. Die handfesten Schweizer sprechen von »Ausschaffung«. Während in Belgien, als sei vom Exorzismus böser Geister die Rede, der Begriff »uitdrijven« – also »austreiben« benutzt wird. Allein die nüchternen Briten und schamlosen Franzosen nennen das Problem beim Namen und verwenden dazu den Begriff »Deportation«. Ein terminus technicus, der nicht zufällig auch von Botschaften, Ausländerämtern, Polizeibehörden, Fluggesellschaften und sonstigen Abschiebespezialisten gebraucht wird: rund um die Welt und in der Abkürzung »Depo« auf Stempelformat gebracht.

Handlich zurechtgestutzt werden nach den Beobachtungen von Chris de Stoop auch jene Männer, Frauen und Kinder, die gegen ihren Willen aus Europa entfernt werden. Sei es mit Hilfe von Hand- und Fußfesseln, durch Stoffknebel, Kissen, Pflaster, sogenannte »Maulkörbe« oder andere Gesichtsmasken. Sei es festgezurrt auf Bahren, mit Klebeband zum menschlichen Paket verschnürt oder durch Medikamente ruhiggestellt. Ihnen zu begegnen ist nicht schwer; wenngleich sich die Verantwortlichen ein Mindestmaß an Mühe geben, sonstigen Reisenden den unerfreulichen Anblick zu ersparen. So besitzt etwa der »Eurostar« in den Wagen R9 und R10 zwei »mobile Zellen«, in denen sogenannte »Schüblinge« den Ärmelkanal passieren. Reedereien sperren ihre unfreiwilligen Passagiere in vergitterte Laderäume. Während sich Fluggesellschaften auf Linienflügen damit behelfen, die zwangsweise an Bord Geschleppten samt Wachmannschaft in die hinteren Sitzreihen zu verbannen. Daß es trotzdem allzu häufig zu unliebsamen Szenen kommt, ist ein Grund dafür, weshalb seit einigen Jahren eine Vielzahl von Abschiebungen durch den Einsatz gesonderter Flüge organisiert wird. Ein zweiter, nicht minder ausschlaggebender ist der ökonomische Aspekt. Denn Chartergesellschaften wie etwa die rumänischen Jaro oder Tarom sind konkurrenzlos billig und zudem flexibler einsetzbar als renommierte Linienunternehmen.

Im Schnitt 1.500 Dollar kostet die Durchführung einer Abschiebung aus Europa. Eine Summe, für welche die Mehrzahl der Betroffenen jahrelang arbeiten müßte und die sich allein in Deutschland, das mit derzeit rund 100.000 Deportationen im Jahr unangefochten an der Spitze liegt, auf Milliardenbeträge nur in der jüngsten Vergangenheit hochrechnen läßt. Hinzu kommen jene Gelder, mit denen Herkunfts- oder auch Durchreiseländer von Flüchtlingen dazu gebracht werden, die allerorts unerwünschten Menschen en gros und ohne weitere Formalitäten wieder zurückzunehmen. »Reintegrationsprogramme« heißen entsprechende Deals in der Sprache der internationalen Diplomatie. Wegbereiter war auch hier die Bundesrepublik Deutschland, die bereits Anfang der neunziger Jahre jeweils zwischen 30 und 120 Millionen Mark an Polen, Rumänien, Bulgarien, Ex-Jugoslawien, die Slowakische und Tschechische Republik zahlte, um sich ihres menschlichen Abfalls zu entledigen. Darunter insbesondere Tausende von Roma, zu denen auch Aziza Mandova gehört, deren persönliches Schicksal sich wie ein roter Faden durch das Buch von Chris de Stoop zieht.

Während des Ersten Weltkrieges floh die Familie ihres Großvaters von Griechenland nach Makedonien und ließ sich in Prilanova nieder. Außerhalb der Stadt, am Rande der Berge, baute sie ein Haus und lebte dort – ähnlich anderen Familien in dem kleinen Roma-Ghetto – von ein wenig Olivenanbau und dem Kleinhandel mit Töpferwaren. Als die deutsche Wehrmacht den Ort angriff, eine Bombe das Haus zerstörte und seine Großmutter sowie seinen Onkel tötete, war Azizas Vater sieben Jahre alt. Nach der Kapitulation begann die systematische Vernichtung von »Zigeunern« auch in Jugoslawien. Frauen und Kinder, die es schafften, dem Transport in die Vernichtungslager zu entkommen, vergruben sich in den Wäldern. Viele Männer schlossen sich den Partisanen Titos an, darunter auch zwei Großonkel von Aziza, deren Namen auf einem Ehrenmal im Zentrum von Prilanova eingemeißelt sind.

In den ersten Jahren nach Kriegsende zogen die Überlebenden von Azizas Familie von Dorf zu Dorf und versuchten sich als Tagelöhner/innen zu verdingen. 1950 schließlich kehrten sie nach Prilanova zurück und bauten sich erneut eine Hütte, in der Aziza und ihre drei Geschwister geboren wurden. Der Vater versuchte, Frau und Kinder mit Gelegenheitsarbeiten zu ernähren. Aziza ging hartnäckig zur Schule, obwohl es an Geld für Schulbücher und selbst die Schuhe fehlte. Im Ergebnis schaffte sie nicht nur den Volksschulabschluß, sondern zudem eine Ausbildung als Töpferin, worauf sie stolz ist.

Eine Anstellung fand Aziza trotzdem nie. Also beantragte sie einen Gewerbeschein, um wenigstens als Hausiererin ein wenig Geld verdienen zu können. Als ihr auch dieser verweigert wurde, ging sie zum Sozialamt, wo ihr – wie im damaligen Jugoslawien und seinen Nachfolgestaaten noch heute an der Tagesordnung – rausgeworfen wurde. Zwar verdiente Rajko, den sie 1983 geheiratet hatte, ein bescheidenes Salär in einer Großbäckerei. Doch reichte sein Einkommen bei weitem nicht aus, die nach der Geburt von zwei Kindern auf vier Personen gewachsene Familie zu ernähren. Und als er dann nicht nur entlassen, sondern im Januar 1989 auch noch von der makedonischen Polizei abgeholt wurde, die ihn grün

und blau schlug, da er angeblich albanische Parolen an eine Hauswand gemalt hatte, beschloß die Familie, das Land zu verlassen.

Am 15. Januar 1989 kamen Aziza und Rajko, ihre Tochter Duna und der Sohn Jojo in Köln an. Sie stellten einen Asylantrag, wurden in einem verwahrlosten Übergangsheim mehr schlecht als recht untergebracht, durften unter Androhung von Geldbußen das Stadtgebiet nicht verlassen und erlebten auch sonst eine Vielzahl von Diskriminierungen, die ihnen auf ähnliche Art seit Generationen bekannt war. Trotzdem lebten sie nicht unzufrieden; zumal Jojo die Schule besuchen und Duna in den Kindergarten gehen konnte. Für deutsche Kinder eine Selbstverständlichkeit; in den Augen von Aziza, die enormen Widerständen zum Trotz das Schreiben und Lesen gelernt hatte, ein kostbares Privileg, um das zu kämpfen sie in den folgenden sechs Jahren in Kauf nehmen mußte: Gefängnis, Abschiebung, illegale Rückkehr, Monate des Versteckens, Verfolgung durch Ausländerämter und Gerichte, Fahndung nach ihrem Aufenthaltsort per Steckbrief, unter Aussetzung einer Belohnung und mit Detektiven, schließlich die Übersiedlung in die Niederlande und – nach einer bangen Zeit des Wartens und Hoffens – den endgültigen Rücktransport der gesamten Familie nach Makedo-nien.

»Aziza hat immer an Vorzeichen und Träume geglaubt. Aber die Wirklichkeit war eine Welt voller tauber Ohren, blinder Augen und versteinerter Herzen.« Mit diesen Sätzen schließt Chris de Stoop sein Buch, das – wie er selbst sagt – kein Mitleid erzeugen, sondern die Leser/innen »schockieren« will. Gelungen ist ihm dies insofern, als er im Rahmen seiner aufwendigen Recherchen, für die er insgesamt 50.000 Kilometer zurücklegte, eine Fülle aufrüttelnder Details zu Tage förderte, die selbst eingefleischten Kritikern der europäischen Abschiebepraxis bislang nicht bekannt waren. Dazu zählt die Bennenung windiger Reiseveranstalter oder sogenannter »Versicherungsgesellschaften«, die im behördlichen Auftrag schnelles Geld mit der Deportation von Flüchtlingen verdienen, genauso wie die Entlarvung des am 27. Dezember 1993 mit »befohlener Sendung« von Belgien nach Mogadischu gestarteten Militärfluges als eine von vielen abenteuerlichen Operationen, mit denen – koste es, was es wolle – Flüchtlinge außer Landes geschafft werden.

Vor seinem jetzigen veröffentlichte de Stoop 1992 einen ersten Band, der staatliche Instanzen als die eigentlichen Zuhälter des internationalen Frauenhandels kenntlich macht. Bislang liegt er nicht in deutscher Übersetzung vor, doch sorgten die enthaltenen Aussagen in Belgien für erhebliches Aufsehen. So reagierte u.a. das dortige Innenministerium mit einer eigenen Pressekonferenz auf die Vorstellung der Arbeit, und der Autor wurde zu einer persönlichen Audienz beim Königshaus einbestellt. Um so erstaunlicher ist es, daß nun der Fischer Verlag – dazu noch in einem Sonderformat und mit einem für ein Taschenbuch außergewöhnlich hohen Werbeaufwand – das aktuelle Werk von Chris de Stoop zeitgleich mit der niederländischen Fassung herausgebracht hat.

Chris de Stoop: *Hol die Wäsche rein. Die Geschichte einer ganz gewöhnlichen Abschiebung.* Frankfurt 1996, 301 Seiten, 19,80 Mark

Gaby Hommel schrieb in KONKRET 10/96 über die Abschiebepraxis in Deutschland

Konkret 11/96, S. 32

Felix Krebs, Andreas Speit

Nationale Sinnstiftung

Zu Ehren seines Eisernen Amtsahnen wünscht sich der Kanzler eine Bundesstiftung. Unter dem Wappen Otto v. Bismarcks sammeln sich derweil alte Junker, neue Rechte und Geschichtsrevisionisten

Durch die Gründung des Zweiten Reiches hat Bismarck dem Dritten Reich den Weg gebahnt. Ohne sein Werk wäre auch Großdeutschland nicht entstanden. Er hat den Grundstein gelegt, den auch seine Nachfolger nicht zerstören konnten und der auch im Weltkrieg und im Zwischenreich des Novemberstaates erhalten blieb. Auf diesem Fundament errichtet der Führer das Dritte Reich, das durch die Heimkehr der Ostmark und die Befreiung des Sudetenlandes emporwuchs zur Weltmacht Großdeutschland.
(»Hamburger Nachrichten«, 14.2.1939)

Kurz vor der Sommerpause des Bundestages wäre die Bundesrepublik beinahe um eine nationale(Sinn-)Stiftung reicher geworden. Die »Umwandlung der bestehenden unselbständigen Otto-von-Bismarck-Stiftung bürgerlichen Rechts in eine rechtsfähige Stiftung des öffentlichen Rechts« stand zur Entscheidung. Die Annahme des Gesetzes verhinderten jedoch erst einmal die übervolle Tagesordnung sowie die zaghaften kriti-schen Stimmen aus den Reihen der Sozialdemokratie und der Bündnisgrünen. In erster Lesung hatten die allerdings schon zugestimmt, und im Haushaltsausschuß enthielten sie sich der Stimme, so daß per Einzelplan 06 des Bundeshaushaltes 7,5 Millionen DM für die Stiftung bereitgestellt wurden. Die Historische Kommission der SPD signalisierte, daß sie keine prinzipiellen Einwände gegen die öffentliche Aufwertung des »weißen Revolutionärs« hätte, Sozialistengesetze hin oder her. Weder die Kleine Anfrage derPDS-Bundestagsfraktion im Jahr 1995 noch ihre Kritik im Innenausschuß regten zum Nachdenken an. Erst das »Bauchgrimmen« und die »Bedenken hinsichtlich des demokratischen Vorbildcharakters Bismarcks« der SPD-Bundestagsabgeordneten Uta Titze-Stecher und eine von ihr initiierte Kleine Anfrage ermöglichten im Laufe dieses Jahresdie Neuverhandlung des Gesetzes zur Errichtung der fünften Bundesstiftung. Friedrich Ebert, Theodor Heuss, Konrad Adenauer sowie Willy Brandt werden bereits in dieser Form geehrt. Daß dem »Reichsahn« diese Ehrung verwehrt bleiben sollte, stößt bei der Regierungskoalition, die entschlossen ist, die Bundesstiftung auch gegen die Stimmen der Opposition durchzusetzen, auf Unverständnis.

Bereits 1987 verabredeten der damalige Bundesinnenminister Zimmermann und der Kultusminister von Schleswig-Holstein, Bendixen, eine »würdige und repräsentative Gedenkstätte für den ehemaligen Reichskanzler Otto von Bismarck« einzurichten. Von Anfang an war die Familie Bismarck maßgeblich an den Verhandlungen beteiligt, und adlige Freunde des Hauses, die CDU-Abgeordneten von Schmude und Freiherr von Schorlemmer, forcierten das Projekt im Bundestag. Bismarck-Verehrer Schäuble und Kanzler Kohl gesellten sich hinzu. Letzterer gab 1988 grünes Licht für die Realisierung und sicherte die Deckung der Kosten durch den Bund zu, nachdem das Land Schleswig-Holstein sich geweigert hatte, 25 Prozent der Kosten u.a. für den Kauf und Umbau des Bahnhofs Friedrichsruh zu tragen. In dem alten Gebäude im Sachsenwald bei Hamburg soll die Stiftung samt Archiv und Bibliothek untergebracht werden. Lediglich für die laufenden Kosten (ca. 1 Million DM jährlich) möchte das Land aufkommen. Fürst Ferdinand von Bismarck, Schloßherr und Ländereibesitzer, Eigentümer einer Schnapsbrennerei, luxuriöser Villenanlagen in Marbella und diverser anderer Immobilien, beteiligt sich nicht an den Kosten. Der Multimillionär hält es wie sein Urgroßvater: »Ich bin ein Junker und will meinen Vorteil davon haben.«

So möchte der Fürst der Stiftung den Nachlaß des »Eisernen Kanzlers«, Archiv und Bibliothek, auch nur als Leihgabe zur Verfügung zu stellen. Die Bismarck-Memorabilia, die zur Zeit im Bismarck-Museum ausgestellt werden, bleiben sogar in alleiniger Nutzung und Verfügung der Familie Bismarck. Das Archiv und die Bibliothek dem Bundesarchiv Koblenz oder einer anderen Einrichtung zu überlassen und somit Kosten einzusparen, lehnte die fürstliche Familie dankend ab. Bisher werden beide wenig genutzt, und das zukünftige »Nutzungsinteresse an Archiv und Bibliothek« läßt sich laut Bundesregierung »nicht voraus berechnen«. »Der Steuerzahler soll der armen Familie Bismarck die Nachlaßpflege finanzieren«, kommentierte die Abgeordnete Titze-Stecher. Der Fürst indes weiß, was er sich von der Leihgabe verspricht: »Sinn der Stiftung ist für mich, dem großen Vorfahren historisch gerecht zu werden, vor allem die ihm häufig unterstellte Rolle als moralischer und geistiger Vorläufer Adolf Hitlers zu berichtigen.«

Der fürstliche Wunsch scheint bald schon in Erfüllung zu gehen. Am 14. November 1994 rief Bundesinnenminister Kanther per Erlaß die unselbständige Bismarck-Stiftung ins Leben, die nun in eine Stiftung öffentlichen Rechts umgewandelt werden soll. Im Vorstand sitzen, neben Fürst Ferdinand, der Ministerialdirigent Heinrich-Ernst Seraphim und der Bürgermeister von Aumühle, Michael Schimanel. Diskret im Hintergrund bleiben jene, mit denen der Fürst das Andenken an seinen Vorfahren, den »Genius germanischen Kampfeszornes«, seit Jahren pflegt. Das Familienoberhaupt der weitläufigen Familie ist Schirmherr eines »Bismarckbundes e.V.«. Diese »Vereinigung zur Wahrung deutschen Geschichtsbewußtseins«, 1981 gegründet, steht dem »Ostpreußenblatt« nahe und vereint Rechtsextremisten, Revanchisten und Nationalkonservative. Bis zu seinem Tode 1995 war Hugo Wellems stellvertretender Vorsitzender des

Bismarckbundes. Der langjährige Chefredakteur des »Ostpreußenblattes« und ehemalige Referent im »Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda« diente 1945 dem US-Geheimdienst und fungierte als Bindeglied zwischen Konservativen und Neonazis. Im letzten Jahr trat Prof. Emil Schlee seine Nachfolge bei den Bismarckjüngern an. Auch er kommt aus Revanchistenkreisen, war u.a. Vorsitzender der »Union für Vertriebene und Flüchtlinge« und Anfang der 90er Europaabgeordneter der Republikaner. Laut Satzung verpflichten sich die Mitglieder des Bismarckbundes zur »Pflichterfüllung gegenüber Staat und Volk« und »betrachten es als eine Aufgabe, das preußisch-deutsche Erbe zu pflegen«.

Alljährlich lädt Fürst Ferdinand, von seinen Kameraden untertänigst mit »Seine Durchlaucht« angeredet, zu nationalistischen Feierlichkeiten ein, wobei allerlei schwarz-braunes Gelichter erscheint. Jeweils zum 17. Juni und 3. Oktober pilgern »Deutsche aus allen Teilen des Vaterlandes in den Sachsenwald ..., um des Gründers des Deutschen Reiches zu gedenken«. Von den mehreren hundert Personen werden nach Vorschlag des Bismarckbundes zahlreiche Männer und Frauen »als Anerkennung für die bewiesene vaterländische Gesinnung« vom Fürsten mit dem Bismarckorden oder dem Ritterkreuz 1. Klasse des »Ordo Militaris Teutonicus« ausgezeichnet. Zu den Gewürdigten zählen ehemalige NS-Funktionäre, Autoren neofaschistischer Publikationen, aber auch Abgeordnete der CDU/CSU wie Ottfried Hennig und Otto von Habsburg.

Ein ähnliches deutsch-nationales Spektakel findet jährlich am 18. Januar auf dem Anwesen derer von Bismarck statt. Zusammen mit der rechtsextremen »Jungen Landsmannschaft Ostpreußen« lädt der Bismarckbund zum Gedenken an die Reichsgründung und die verlorenen deutschen Ostgebiete ein. Nur dieses Jahr erklangen nicht die drei Strophen des Deutschlandliedes zur Ehrung in der Bismarckschen Gruftkapelle. Antifaschisten hatten zu einer Gegenkundgebung aufgerufen, und damit hatte »der Plebs seiner Durchlaucht die Festlichkeiten vergällt«.

Rechte Kontakte pflegt das zukünftige Vorstandsmitglied der Bundesstiftung auch außerhalb des Bundes. 1993 referierte er bei der braunen »Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft« (SWG) über »War Bismarck Hitlers Wegbereiter?«. Im Bismarckarchiv beschäftigte die Familie bis vor ein paar Monaten einen Historiker, der für das richtige Geschichtsbild sorgte. Dirk Bavendamm war dort seit 1988 auf Honorarbasis tätig und sollte eigentlich Geschäftsführer der Stiftung werden. Er ist als Geschichtsrevisionist bekannt und publizierte mehrfach über die »Kriegsschuldlüge«. 1995 referierte er, ebenfalls bei der SWG, über »Hitlers oder Roosevelts Krieg?«. Nur aus finanziellen Erwägungen ist jetzt ein Mitarbeiter des Bundesinnenministeriums im Gespräch für die Geschäftsführung.

1995 unterzeichnete Fürst Ferdinand zusammen mit seinem Verhandlungspartner Zimmermann den Aufruf »8. Mai 1995: Gegen das Vergessen«, initiiert von Zitelmann, Schwilk und Co. Regelmäßig informieren die »Junge Freiheit« und auch das älteste neofaschistische Periodikum der Bundesrepublik, »Nation und Europa«, über den Stand der Stiftungsangelegenheiten.

Der Nimbus des Rechtsextremen umgibt allerdings nicht die mit Bedacht erwählten Mitglieder des Wissenschaftlichen Beirates der Stiftung: Prof. Dr. Lothar Gall, Prof. Dr. Klaus Hildebrand, Prof. Dr. Friedrich Kahlenberg, Prof. Dr. Werner Knopp. Sowohl Prof. Dr. Joseph Rovan als auch Henry A. Kissinger haben sich als Historiker und/oder Bismarck-Kenner einen Namen gemacht und formulieren seit Jahren diskret und ohne viel Aufsehen das deutsch-nationale Geschichtsbild, das sich die Bundesregierung zu eigen macht. Kontinuierlich agiert allen voran Lothar Gall. Er lehrt an der Goethe-Universität in Frankfurt, ist Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands, Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaft und Vizepräsident der deutschen Forschungsgemeinschaft. Er sitzt in zahlreichen historischen Kommissionen, wissenschaftlichen Beiräten und Kuratorien, u.a. konzipierte er die ständige Ausstellung »Fragen an die deutsche Geschichte« im Auftrag der Bundesregierung. Zu seiner jüngsten Publikation *Die großen Deutschen der Epoche* durfte der neurechte Historiker Karlheinz Weißmann einen Beitrag über Martin Niemöller beisteuern. Als Bismarck-Kenner etablierte Gall sich 1980 mit seinem bei Propyläen erschienenen Werk *Bismarck, der weiße Revolutionär*. Darin skizziert er Bismarck als »welthistorisches Individuum«: Seine Bedeutung liege darin, »daß er über weite Strecken hin verbal auf die Vergangenheit, real, in seiner politischen Praxis, auf die Zukunft setzte, ihr faktisch zum Durchbruch verhalf ...« Daß diese Zukunft im konsequenten Ausbau Preußens zur überragenden Militärmacht sowie in einer »Diplomatie« bestand, die vor Krieg und Massenmord nicht zurückschreckte, stört da ebensowenig wie die Tatsache, daß der »wahrhafte gottgegebene Führer« innenpolitisch einen auf dem Bündnis von Adel und Großbürgertum beruhenden Polizeistaat aufbaute, der sich durch Unterdrückung jeglicher Opposition auszeichnete. »Ich muß es ganz entschieden aussprechen, ... daß ich es als die Aufgabe meines Lebens halte, als meine Pflicht dem Kaiser und dem Land gegenüber, diesen Liberalismus zu bekämpfen«, verkündete Bismarck einst. Sein Demokratieverständnis erläuterte er im Rückblick auf die Frankfurter Nationalversammlung: »Nicht durch Reden und Parlamentsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.«

Wie sich dies mit der in der Begründung des Gesetzentwurfes zur Einrichtung der Bismarck- als Bundesstiftung formulierten Erkenntnis verträgt, Bismarck repräsentiere die »ersten Schritte in Richtung auf eine auf allgemeinen und gleichen Wahlen beruhende demokratische Verfassung des Deutschen Reiches«, wird wohl auch Werner Knopp

regierungstreu darlegen. Den Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die über einen Etat von 170 Millionen DM und 1.500 Mitarbeiter verfügt, berief die Bundesregierung 1985 zum Vorsitzenden einer Sachverständigenkommission, welche die 1987 vollzogene Gründung des deutschen Historischen Museums in Berlin vorbereitete. Seither begleitet er die Arbeit des Museums.

Mit seinen Kollegen Fest, Hillgruber, Nolte und Stürmer trat Klaus Hildebrand schon vor zehn Jahren für ein neues Geschichtsbewußtsein ein. Im Historikerstreit bemühte er sich um die Entsorgung der NS-Vergangenheit und Relativierung des Nationalsozialismus. Jetzt leistet er Vorarbeiten für die Stiftung. In der von ihm verfaßten »Konzeption für die Arbeit der Otto-von-Bismarck-Stiftung« verliert er kein Wort über deren politische Ausrichtung. Seine Sicht Bismarcks hat er indes u.a. in dem Buch *Das Dritte Reich* dargelegt: Die »Ansätze zu einer Parlamentarisierung in der ›Ära Bismarck‹ oder im wilhelminischen Reich (sollten) keineswegs« übersehen werden.

Joseph Rovan, Président du Bureau International de Laisson et de Documentation und Professor für deutsche Geschichte an der Universität Paris-Vincennes an der Sorbonne, seit Jahren auch im Dienste der deutsch-französischen Verständigung, sieht dies kaum anders. Er hält Bismarck »für den bedeutendsten Staatsmann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« und hebt in seiner Publikation *Geschichte der Deutschen. Von ihren Ursprüngen bis heute* hervor, daß man ihn »als Vater der Nation schon zu Lebzeiten verehrte«. Der 1918 in München Geborene emigrierte 1933 nach Frankreich und schloß sich der Résistance an. Nach seiner Verhaftung deportierte man ihn nach Dachau. In seiner *Geschichte der Deutschen* allerdings hofiert er die selbstbewußte Nation: »Deutschland ist immer noch eine führende Industrienation. Weil es Hitler folgte, stürzte es Europa in eine der größten Katastrophen seiner Geschichte ... Aus der Verantwortung für das Vergangene sollte Deutschland den Ansporn gewinnen, gemeinsam mit seinen Partnern und Verbündeten, nötigenfalls auch als Motor der Entwicklung, die doppelte Aufgabe der Rettung Europas und der Rettung der Erde beherzt anzugehen. Doch die Geschichte, jederzeit und überall, kann sich überschlagen und ins Scheitern absinken. Das ist der Preis unserer Freiheit.« Folglich zierte 1995 ein Zitat von ihm den Aufruf zum »17. Juni 1953 – Gegen das Vergessen«, lanciert von einigen Rechtsintellektuellen um Heimo Schwilk.

Auch Henry Kissinger lobt gern die diplomatischen Fähigkeiten des »Reichsgründers«. Als taktisches Meisterstück wird ihm wahrscheinlich die Fälschung der sogenannten »Emser Depesche« gelten, mittels derer es Bismarck gelang, Napoleon III. zur vorzeitigen Kriegserklärung zu zwingen. Nach der Reichsgründung 1871 sah sich Bismarck von Mächten umgeben, die er sich zuvor zu Feinden gemacht hatte. Die Militärausgaben betrugen jährlich 70 Prozent des Staatshaushaltes. Und ausgerechnet in dieser Epoche der deutschen Geschichte hat nun die Bundesregierung eine »europäisch ausgerichtete Sicherheits- und Friedenspolitik« entdeckt.

Das Bundesministerium des Innern, das für die Bundesstiftungen zuständig ist, verlautet, daß im Rahmen der Arbeit der Stiftung »die Problemkreise ... sicherlich auch kontrovers zu erforschen seien«. Die Besetzung des Wissenschaftlichen Beirates wird dieses kaum zulassen. Die Herren eint Galls ablehnende Haltung gegenüber Hans Mommsens Fazit, daß der »Schaden« der Bismarckschen Politik »unendlich viel größer als ihr Nutzen« gewesen sei. »Die Gewinne an Macht waren Werte, die bei dem nächsten Sturme der Weltgeschichte wieder« verlorengingen – »aber die Knechtung der deutschen Persönlichkeit, des deutschen Geistes, war ein Verhängnis, das nicht mehr gutgemacht werden kann«. Solche Stimmen werden in der neuen Bundesstiftung nicht zu hören sein. Erst recht nicht jene, die in dem antidemokratischen »Reichsschmied« den geistigen Wegbereiter für einen späteren, den letzten deutschen Reichskanzler sehen.

Felix Krebs schrieb in KONKRET 7/96 über Reinhold Oberlercher; Andreas Speit ist Redakteur der antifaschistischen Zeitschrift»Der Rechte Rand«

Konkret 11/96, S. 35

Oliver Tolmein

Echt geheim

Die »Taz« und die Dialektik der 4. Staatsgewalt

Die Empörung über Korruption im öffentlichen Dienst hat sich gerade zur Höchstform aufgeschaukelt, da wartet die »Taz« Anfang Oktober mit einer Recherche aus dem wahren Leben auf, in der Bestechlichkeit von Beamten zwar eine zentrale Rolle spielt, aber diesmal nach Meinung mancher, die sich sonst mächtig in Sachen Kriminalität des öffentlichen Dienstes engagieren, wohl nicht das Thema sein soll. Ein Kriminaloberkommissar des BKA, Abteilung TE 11, die die RAF im Visier hat, soll nach dem Debakel in Bad Kleinen interne Unterlagen an Medien weitergeleitet und versucht haben, für weitere dieser »rechtswidrigen Diensthandlungen« Geld zu kassieren. Die Anklage gegen ihn, aus der der »Taz«-Berichterstatter wohl den größten Teil seiner Fakten schöpft, ist beim Landgericht Wiesbaden erhoben, aber nicht zugelassen worden – die Strafkammer will eine umfangreiche Stellungnahme des Beschuldigten, der ein Komplott amtsinterner Widersacher vermutet und die Vorwürfe abstreitet, noch abwarten. Interessant ist das Verfahren gegen den angeblichen Informanten Dirk L. weniger wegen der verzwickten Indizienlage, sondern vor allem deswegen, weil die belastenden Materialien gegen den einstigen RAF-Ermittler ein Journalist geliefert hat: Rudolf Müller, bis Sommer 1995 »Stern«-Korrespondent in Hessen, hat eine der anonymen Lieferungen vertraulichen Materials, die ihm zugeleitet worden ist, inklusive des Brief-Umschlags dem BKA zur Verfügung gestellt, um so der Behörde das Stopfen der undichten Stelle zu ermöglichen. Müller behauptet, der Anklageschrift gegen Dirk L. zufolge, diese enge Kooperation mit dem BKA sei in Absprache mit der Zentral-Redaktion in Hamburg geschehen. Diese war auch drei Tage nach der »Taz«-Veröffentlichung nicht in der Lage, dazu Stellung zu beziehen: Die verantwortlichen Redakteure seien im Urlaub, in Amerika und bei Gruner+Jahr-Veranstaltungen sonstwo in der Republik, teilte man KONKRET auf Nachfrage mit.

Daß die 4. Staatsgewalt der 3., der Exekutive, so engagiert zur Hand geht, daß sie sogar Informanten ans Messer liefert, wie es der »Stern«-Korrespondent hier tat, ist ungewöhnlich. Daß diese Kooperation allerdings allgemein als »journalistische Todsünde« aufgefaßt werde, wie die »Taz« nahelegt, muß bezweifelt werden: Das Weiterleiten von Bekennerschreiben ist langgeübte Praxis der meisten Medien und hat kein anderes Ziel, als dem BKA die Ergreifung von Straftätern zu erleichtern. Auch Videos und Fotos von Demonstranten und Großaktionen müssen sich die Staatsschützer keineswegs immer erst per Redaktionsdurchsuchung zusammenklauben. Umgekehrt profitieren die Medien gerne von gezielten Indiskretionen und vertraulichen Hintergrundinformationen durch autorisierte Quellen im Apparat. Und kaum jemand empört sich, wenn der »Stern« aus vertraulichen Staatsschutzdossiers über die Hamburger Hafenstraße zitiert oder aus angeblich geheimen BKA-Berichten über die sensationell erhöhte Ausländerkriminalität zu berichten weiß – Quellenerschließung, die offensichtlich ihren Preis hat. Das Desinteresse, das die bürgerlichen Medien nach Veröffentlichung der »Taz«-Recherche über den von ihr so genannten »IM realsozialistischer Prägung« erst einmal an den Tag legten, ist beredt: Die »journalistische Todsünde«, die die »Taz« immerhin auf der Titelseite und zwei weiteren Seiten im politischen Teil großflächig aufbereitet und – einschließlich Zeittafel zum Nachrecherchieren – sorgfältig dokumentiert hat, war den überregionalen Tageszeitungen oder dem Bundesdienst von dpa keine Meldung wert, und auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk schwieg sich noch Tage nach der Veröffentlichung aus.

Aber auch die Position der »Taz« selbst bleibt eher diffus: So engagiert sie die Zusammenarbeit des einstigen »Stern«-Reporters mit den Ermittlungsbehörden verurteilt, so unkritisch geht sie mit der Veröffentlichung der aus dem Apparat gestreuten Dokumente in der »Taz« (und in »Focus«) um. Dabei hat sie sich mit der Wiedergabe dieser Materialien unklarer Herkunft, aus denen sie einen »Kampf zweier Linien« im Sicherheitsapparat konstruiert, selbst zum Medium gemacht. Ein Aufklärungsinteresse der Öffentlichkeit läßt sich für diesen unreflektierten Umgang, der im wesentlichen dazu dient, mit »Exklusiv«-Informationen zu protzen, kaum ins Feld führen: Wie die Verhältnisse im und Strategien des Sicherheitsapparat(s) aussehen, ist durch die Veröffentlichung von zugespielten Satzbrocken nicht zu erschließen. Und informativ im eigentlichen Sinn waren die Dossiers, zumindest das, was »Focus« und »Taz« daraus veröffentlicht haben, allesamt nicht: Daß das Kassiber, das 1990 bei Eva Haule in der Zelle gefunden wurde, sie nicht wirklich als Beteiligte am RAF-Anschlag auf die US-Air-Base belastet, läßt sich bei einfacher Lektüre des Originaltextes leicht erkennen – dazu braucht es keine 21seitige Expertise des BKA, deren Veröffentlichung eher davon ablenkt, daß es in RAF-Verfahren traditionell sehr wenig um »kriminalistische Erkenntnisse« geht, diese deswegen auch keineswegs, wie die »Taz« behauptet, den RAF-Prozeß »durchkreuzen« können.

Die zweite aufsehenerregende Enthüllung, die »Taz« und »Focus« mithilfe des BKA-Materials machen konnten, war, daß der V-Mann Klaus Steinmetz gleichzeitig RAF-Mitglied gewesen und möglicherweise am Weiterstadt-Anschlag beteiligt gewesen sein soll. Beides wird von Birgit Hogefeld, die es wissen muß, bestritten. Der von der »Taz« am 26. Februar 1994 auf Grundlage der zugespielten Papiere veröffentlichte Text präsentiert dagegen keine Fakten, sondern Vermutungen: Wer Briefe für die RAF transportiert, so die schlichte Logik, muß eine »bedeutendere« Rolle in der RAF haben – vor allem deswegen sei auch die Aussage von Steinmetz, er habe von der geplanten Weiterstadt-Sprengung nichts gewußt,

»unglaubwürdig«. »›Intelligence-Arbeit‹ in Sachen Linksextremismus«, konstatiert die »Taz«. So schlecht wollten wir sie gar nicht machen, denn die Geschichte von Rudolf Müller hat uns wirklich gut gefallen.

Konkret 11/96, S. 36

Robert Kurz

Simulanten des Klassenkampfs

Über das Ende des Sozialstaats und die Paralyse der sozialen Bewegung

Mit der vollen Lohnfortzahlung für Kranke fällt ein Mythos der deutschen Gewerkschaften und des deutschen Sozialstaats in sich zusammen. Ein Mythos deswegen, weil diese vielbeschworene »historische Leistung« in letzter Instanz weder ein Resultat gewerkschaftlicher Kampfstärke noch die Frucht einer vom wirtschaftspolitischen Gärtner Ludwig Erhard gepflegten Freiheit der Marktwirtschaft war, sondern das Geschenk eines beispiellosen Aufschwungs im Welthandel der Nachkriegszeit unter der Ägide der Pax Americana. Der 114tägige Streik der Metallarbeiter 1956/57 in Schleswig-Holstein für die Lohnfortzahlung darf zwar nicht vergessen werden; es ging dabei aber nur um die Angleichung des Status der Arbeiter an den der Angestellten, der Streik war regional begrenzt und blieb eine Episode in der BRD-Geschichte. Von einem gesamtgesellschaftlich ausgetragenen Konflikt konnte keine Rede sein. Das Gesetz über die volle Lohnfortzahlung kam erst später, als Maßnahme der sozialpolitischen Befriedung im Zeichen des bundesdeutschen Weltmarkterfolgs. Aber wie es so geht mit Geschenken: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; und der »Herr« ist hier das Gesetz des Weltmarkts, an dessen Standort-Altar die gläubigen alten Weiber sämtlicher Parteien täglich ein Lichtlein anzünden und für die Konkurrenzfähigkeit beten.

Mit dem Fall der Lohnfortzahlung wurde die bisher größte Bresche in den Sozialstaat geschossen. Haben wir es dabei mit einem rein politischen Projekt der konservativ-liberalen Regierung und der Kapitalverbände zu tun? Zu dieser Ansicht neigen viele Linke, die von einem immergleichen Kapitalismus mit wechselnden Konjunkturen des politischen Willens ausgehen und an die Macht der Politik glauben wie die Katholiken an die Jungfrauengeburt. Aber auch das ist ein historischer Mythos. Die Politik hat in der kapitalistischen Entwicklungsgeschichte des 20. Jahrhunderts stetig an Gewicht verloren. Galt sie bis zur Epoche der Weltkriege als außerökonomischer Faktor des Machtwillens, so war sie seit Keynes zur makro-ökonomischen Instanz vergattert. Das hieß aber nur, daß es aus und vorbei war mit dem selbstherrlichen Anspruch des Staates, »seine« Nationalökonomie für imperiale Ziele zu instrumentalisieren. Umgekehrt mußte die Politik sich nun den hohlen Kopf zerbrechen über die gesamtgesellschaftliche Aggregierung der ökonomischen Fließgrößen. Die Politik überhaupt wurde zur Wirtschaftspolitik, Regierung und Opposition wurden gleichermaßen zu Animateuren der gesamtnationalen Kapitalverwertung degradiert.

Seitdem die Globalisierung der dritten industriellen Revolution den nationalökonomischen Bezugsrahmen gesprengt hat, ist auch dieser keynesianisch reduzierte Anspruch der Politik untergegangen. Die Wirtschaftspolitik besteht jetzt darin, keine mehr zu haben. »Strategie« ist es, den blinden Marktprozessen ebenso blind zu vertrauen und ihnen alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen oder darauf zu warten, daß »der Markt« das selber tut und sein Gottesurteil spricht. Die Politik ist jetzt für die grenzenlose Ökonomie nur noch der Hilfssheriff, der jedwede »Marktwidrigkeit« mit Strafzetteln zu ahnden hat. Dieser Gang der Dinge war nie das Produkt einer selbstbewußten Entscheidung von Machtträgern, sondern wurde von der Verselbständigung unbeherrschbarer kapitalistischer Systemprozesse erzwungen. Daß diese nun in eine säkulare Stagnation geführt haben und ihre eigenen Grundlagen bedrohen, zwingt zu »Maßnahmen«, die jedoch das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen können.

Vor diesem Hintergrund sind sowohl die Sparpakete der Kohl-Kamarilla als auch deren politische und gewerkschaftliche Kritik zu sehen. Die Exekution des globalisierten »Marktwillens« dementiert nicht nur jeden sozialen Charakter der Marktwirtschaft, der bis vor kurzem noch als entscheidender Systemgarant galt, sondern führt auch in unauflösbare Widersprüche. Der Staat kann sich nämlich seinen Anspruch an die Ökonomie beim besten Willen nicht völlig abschminken. Denn Gevatter Leviathan, das Ungeheuer der Staatsapparate (nicht zuletzt der repressiven), muß gefüttert werden wie alle Drachen, und zwar mit Geld. Solange der Staat als gesamtnationaler Befehlshaber galt, konnte er die entsprechenden Abgaben noch dekretieren. Später mußte er selber dem Geld dienen, um den Born der Abschöpfung ehrfürchtig zu hegen und zu pflegen. Jetzt betet er eine versiegende Quelle an, von der er nicht weiß, wie er sie wieder zum Sprudeln bringen soll. Das ist weltweit überall dasselbe. In vielen Ländern mit schwacher Kapitaldecke und schwacher internationaler Kreditwürdigkeit hungern sogar schon die Streitkräfte und müssen vor den Kasernen Gemüse pflanzen.

Nun wäre es sicher nicht das schlechteste, wenn irgendwann auch die Bundeswehr ihre wahre Berufung finden und zum Anbau von Kohlrabi oder zur Schweinezucht übergehen müßte. Aber es sind sämtliche Staatsfunktionen, denen durch die Globalisierung der Sprit abgedreht wird. Sogar die kapitalistische Infrastruktur ist gefährdet. Daran zeigt sich am deutlichsten, daß es sich um einen zugespitzten Selbstwiderspruch des Systems handelt. Das Kapital braucht den Staat, aber der Staat sitzt in der vom Kapital selber aufgestellten »Globalisierungsfalle«: Die Unternehmensgewinne und Zinseinnahmen flüchten vor dem fiskalischen Zugriff leichtfüßig in die transnationalen Finanzmärkte.

Die Reaktion darauf ist eindeutig. Um die Reste staatlicher Funktionsfähigkeit für die schrumpfenden konkurrenzstarken Kapitalsektoren zu erhalten und das verselbständigte Geldkapital an den eigenen »Standort« zu locken, wird der Sozialstaat

zertrümmert und alle Last der Lohnarbeit aufgebürdet. Die Kohl-Administration will die Steuern für Spitzenverdiener drastisch senken und umgekehrt die wenigen Vergünstigungen der Lohnarbeiter streichen (z.B. durch die Besteuerung von Nacht- und Feiertagszuschlägen, Renten und Arbeitslosengeld). Im Windschatten des erfolgreichen Angriffs auf die Lohnfortzahlung hat der sogenannte Gesundheitsminister in einem Aufwasch gleich den Kahlschlag der medizinischen Versorgung in die Wege geleitet. Alle nicht direkt kapitalistisch funktionalen Staatsausgaben werden heruntergefahren, der Staat zieht sich aus der Zivilisation zurück. Aber durch noch so viel soziale Brutalität gewinnt die Regierung keine neue funktionale Handlungsfähigkeit für das Kapital. Sie selber macht die zurückgehende und verarmende Lohnarbeit der Binnenökonomie sukzessive zum Nackten, dem man nicht mehr in die Tasche greifen kann.

Der makro-ökonomische Spielraum der Politik tendiert gegen Null, wenn weder das Kapital noch die Lohnarbeit mehr ausreichend abgeschöpft werden kann. Eigentlich wäre ein großes staatliches Investitions- und Ausgabenpaket nötig, um die dahindämmernde Binnenkonjunktur anzuheizen. Gleichzeitig verlangt jedoch die ausgereizte Staatsverschuldung eine allgemeine Reduzierung der Ausgaben, um nicht die Zinsen nach oben zu treiben und damit die Konjunktur erst recht abzuwürgen. Die riesigen Massen des um den Globus rotierenden Geldkapitals wecken zwar mancherlei Begehrlichkeit, diesen scheinbar unerschöpflichen Fonds endlich durch politischen Druck in die Kanäle staatlicher und privater Realinvestitionen zu zwingen. Insbesondere die politische Linke macht sich diese Illusion. Aber der Staatenwelt fehlt nicht nur das institutionelle und juristische Instrumentarium,weil es per definitionem keinen Weltstaat und somit gegenüber den transnationalen Finanzmärkten keine durchsetzungsfähige globale Instanz der Politik geben kann (die dann gewöhnlich durch hilf- und wirkungsloses Moralisieren ersetzt wird). Vor allem ist das globalisierte Geldkapital auch keine handfeste Dukatenflut, die man aneignen und umwidmen könnte, sondern zu großen Teilen ein bloß virtuelles Phänomen.

Es ist nämlich nicht so, daß die Realökonomie krankt, weil die bösen Spekulanten im Geldsee herumtollen, sondern genau umgekehrt: Weil die dritte industrielle Revolution Realinvestitionen zunehmend unrentabel gemacht und eine säkulare Überakkumulation des Kapitals herbeigeführt hat, drängt das brachliegende Geld in den Kredit- und Spekulationsüberbau. Daß das transnationale Geldkapital seit den 80er Jahren um ein Vielfaches schneller gewachsen ist als die Realökonomie, nährt die alte kapitalistische Illusion von der mystischen geldheckenden Potenz des Geldes ohne rentable betriebswirtschaftliche Vernutzung menschlicher Arbeitskraft (firmierend als scheinbares »jobless growth«). In Wirklichkeit sind die außerhalb jeder Kontrolle der Notenbanken weiterwuchernden Massen des virtuellen Geldes aller wichtigen Währungen ein gigantisches Inflationspotential. Die gegenwärtige Null-Inflation gleicht der Stille im Auge eines Taifuns. Für die Politik heißt das, daß sie kein lautes Wort darüber sprechen darf. Einerseits müßte die flutende Geldmasse die verdorrte Realökonomie tränken, andererseits würde gerade das die monetäre Katastrophe auslösen: die Situation eines klassischen Double bind.

Das seinerseits zivilisatorisch verwildernde Management darf sich bei Strafe der Geschäftsschädigung keine makro-ökonomischen Gedanken machen. Ein Gedanke überhaupt wäre geschäftsschädigend. Denn auch die mikro-ökonomische betriebswirtschaftliche Rationalität ist von den strukturellen Veränderungen nicht unberührt geblieben. An die Stelle langfristiger industrieller Strategien ist das Konzept des »Shareholder value« getreten, d.h. eine kurzfristige Orientierung an den Vorgaben der realökonomisch desinteressierten Geldgeber und an der bloßen Kurspflege der Aktien, passend zum Milieu des Kasinokapitalismus. Bei Daimler-Benz wurde der gescheiterte Stratege Reuter abgelöst durch den bornierten Kaputtsanierer Schrempp.

Diese Figuren suchen nach Chancen wie Unterschichts-Jugendliche am Spielautomaten im Hauptbahnhof. Deshalb können sie gar nicht auf systemische Konsequenzen befragt werden. Wenn die Konkurrenzfähigkeit der BRD-Unternehmen bedroht ist, dann nicht durch die Lohnfortzahlung und andere Sozialkosten, sondern durch die Wechselkurse (wie sogar das Ifo-Institut feststellen mußte). Die ruinöse Stärke der DM resultiert wiederum aus dem Regime der entkoppelten Finanzmärkte, die sich von der kapitalistischen Realökonomie (scheinbar) emanzipiert haben. Das Management reflektiert diese Zusammenhänge nicht, sondern reagiert instinktiv mikro-ökonomisch auf die Systemkrise, die als Möglichkeit begriffen wird, mit dem Sozialklimbim abzurechnen und beim »Shareholder value« Punkte zu sammeln, egal, was »draußen in der Gesellschaft« passiert. Es entspringt keiner langfristigen gesellschaftspolitischen Strategie, daß fast täglich neue Forderungen erhoben werden, Löhne und Sozialleistungen zu senken, das Urlaubs- und Weihnachtsgeld usw. zu kürzen. Vielmehr handelt es sich um Versu-che, im Milieu der Krise schnell mal zu plündern.

Auf dieser Ebene liegt auch der Konflikt um die Lohnfortzahlung. Das Management reagierte auf die politische Vorlage nicht strategisch, sondern chaotisch. Während BMW-Chef Pischetsrieder die Kündigung der Tarifverträge abwarten wollte, preschten Siemens und Daimler-Benz vor, um »ein Exempel zu statuieren« und unter offenem Bruch bestehender Verträge die sofortige Kürzung zu verfügen. Dabei ging es sicherlich nicht bloß um Geld, sondern auch um eine betriebliche Machtdemonstration. Auch in dieser Hinsicht sieht man Chancen. Siemens-Chef von Pierer wollte den Herrenreiter-Standpunkt zelebrieren, während Schrempp einfach die wilde Lust überkam, seine Betriebsräte übers Knie zu legen.

Die Gewerkschaften reagierten auf die Herausforderung mit der Schläue der Ignoranz. Wer die geballte Biederkeit von IG-Metall-Zwickel und ÖTV-Mai erlebt hat, bei denen sogar Kampfansagen klingen wie Glückwünsche zum

Seniorengeburtstag, kann an keine echte Gegenwehr glauben. Es wäre auch zuviel verlangt, nach 120 Jahren Ungefährlichkeit einen militanten Generalstreik zu erwarten, wenn der Weltmarkt seine Geschenke wieder abholt und der soziale Friede aufgekündigt wird. So kaprizierte man sich nicht auf das symbolträchtige Ende der vollen Lohnfortzahlung und auf das damit eingeläutete Ende des Sozialstaats überhaupt, sondern bloß auf den betrieblichen Rechtsbruch. Ein deutscher Betriebsrat will juristisch einwandfrei übers Knie gelegt werden und die Hiebe von einem neutralen Gutachter abgezählt bekommen. Nachdem der Protest erfolgreich in diese Richtung gelenkt wurde, kann der soziale Untergang ordentlich ausgehandelt werden. Es lebe die Mitbestimmung.

Der Verweis auf den parlamentarischen Dienstweg zwecks Abwahl der Kohl-Administration ist sinnlos. Denn die politische Opposition reagiert mit derselben hilflosen Ungläubigkeit auf die Systemkrise wie die Gewerkschaften. Joschka Fischer erschreckt nicht einmal den Pförtner von Gesamtmetall, wenn ausgerechnet er im »Spiegel« damit droht, die blauen Bände wieder aus dem Keller zu holen. Daß er den »rheinischen Kapitalismus« händeringend verpflichten möchte, im Interesse der demokratischen Westbindung »sozial zu bleiben«, zeugt von demselben Mangel analytischer Intelligenz wie die populistische Rhetorik einer wandelnden Peinlichkeit namens Renate Schmidt, die den Kapitalverbänden »Systemveränderung« vorwirft und sie mit steinewerfenden Autonomen vergleicht. Da pfeift der ehemalige Reformismus im Wald und fürchtet sich davor, an die Regierung zu kommen.

Was soll die Opposition auch wollen können, wenn es nichts als den frommen Wunsch gibt, das historische Auslaufmodell der Verwurstung menschlicher Arbeitskraft für das Anhäufen abstrakter Wertquanta wieder auf Touren zu bringen? In dieselbe Falle der historischen Ziellosigkeit würden spontane Massenaktionen für den Erhalt der sozialen Gratifikationen laufen, auf die manche radikale Linke mit der Vorstellung hoffen, daß auf diese Weise in einer Art Trial-and-error-Prozeß ein Ausweg aus dem System gefunden werden könnte. Aber auch im High-tech-Zeitalter gilt, daß der Knüppel nicht klüger sein kann als derjenige, der ihn schwingt. Ohne eine neue Idee der Systemüberwindung als Ferment sozialer Bewegungen wird es nur noch Strohfeuer der hoffnungslosen Gegenwehr geben. Jetzt rächt es sich, daß die Restlinken den Untergang des Staatssozialismus und das Ende der alten Arbeiterbewegung nicht kritisch aufgearbeitet, sondern bloß ihre Biografien verteidigt haben.

Robert Kurz schrieb in KONKRET 9/96 über Manager als Standortrisiko

Konkret 11/96, S. 38

Georg Fülberth

Staatsschutz und Gewerkschaft

Dem langjährigen IG Metall-Vorstandsmitglied Heinz Dürrbeck soll der Prozeß gemacht werden – wg. Beihilfe zur Verschleppung des »Metall«-Redakteurs Heinz Brandt in die DDR im Jahre 1961

Die Zeiten, in denen man von der Vorstandsverwaltung der Industriegewerkschaft Metall (IGM) in Frankfurt a. M. sagen konnte, sie sei unter anderem auch ein Agentenladen gewesen, waren wahrscheinlich ihre besten – verglichen mit den heutigen Verhältnissen, in denen ein Vorsitzender wegen seiner Börsengeschäfte zurücktreten mußte und – noch schlimmer – sein Nachfolger bleiben darf, obwohl er mit seinem Vorschlag für ein »Bündnis für Arbeit« Unternehmern den Vorwand lieferte, die Arbeitszeit kostenlos zu verlängern. Peinliche Nebenerscheinungen wie jene mittelalten Herren der sogenannten Grundsatzabteilung, die immer wieder mal den Proleten mit Hilfe modischer Diskurspapiere den Vogel zeigen, sollen hier nicht noch einmal behandelt werden (s. KONKRET 11/94).

Was die geheimdienstliche Agententätigkeit betrifft, so ging es dabei ziemlich ökumenisch zu: Nicht nur der Osten war vertreten, sondern – vor allem! – auch der Westen. Unter anderem sollte kommunistische Unterwanderung ausgespäht und verhindert werden. Man rätselte, welcher angestellte Kollege wohl Konfident des Verfassungsschutzes oder einer ähnlichen Institution einer befreundeten Macht sei.

Es handelte sich aber nicht nur um Spionage und Abwehr, sondern auch um Einflußgewinnung für den jeweiligen Kleinhaufen. Zeitweilig sollen die Trotzkisten ein bißchen was zu sagen gehabt haben. Als nach Godesberg auf die SPD nicht mehr viel zu geben war, propagierten sozio- und politologische Intellektuelle, jetzt müßten die Gewerkschaften als »politischer Verband« quasi-Parteifunktionen übernehmen. Höhepunkt dieser Bestrebungen war das von mehreren Organisationen des DGB mitgetragene »Kuratorium Notstand der Demokratie«. Gegen solch linkes Treiben wandten sich natürlich die Rechten, auch in der IGM, so daß in den Büros an der Frankfurter Wilhelm-Leuschner-Straße sämtliche Richtungen einander einträchtig an der Gurgel hingen.

Außerhalb des hauptamtlichen Apparats blieben allerdings die Kommunisten. 1951 hatten sie auf einem Parteitag verlautbart: »Im Auftrage und im Interesse des amerikanischen Imperialismus und im Einklang mit den deutschen Monopolisten versuchen die rechten Gewerkschaftsführer, die Gewerkschaftsorganisation in den Dienst der Kriegsvorbereitung zu stellen.« Die solcherart Angesungenen – vorneweg die IGM-Spitze – revanchierten sich, indem sie den KPD-Mitgliedern unter ihren hauptamtlichen Funktionären einen Revers vorlegten, auf dem diese sich per Unterschrift von dieser Position distanzieren sollten. Wer es nicht tat, verlor den Gewerkschaftsjob. Diejenigen, die unterschrieben, wurden aus der KPD ausgeschlossen. So war sie auf einen Schlag ihre wichtigsten Gewerkschaftsfunktionäre los. Dennoch wurde weiter nach Kommunisten gefahndet.

Eine besonders feine Spürnase besaß »Siggi« Neumann (1907-1960), der in der Frankfurter Zentrale einer offiziell untergeordneten Tätigkeit nachging. 1926 war er in die KPD eingetreten, 1934 in Paris unter dem Vorwurf, Bucharin-Anhänger gewesen zu sein, ausgeschlossen worden. Er war dann in der »Kommunistischen Partei Deutschlands – Opposition« (KPO), wurde im Spanischen Bürgerkrieg verwundet, ging nach Stockholm und bekämpfte dort von linksaußen das Konzept einer Einheitsgewerkschaft. 1947 war er plötzlich Leiter des Ostbüros der SPD, dann »Betriebsgruppenreferent« beim sozialdemokratischen Parteivorstand, anschließend Angestellter beim Hauptvorstand der IG Metall. Hier sah er seine Aufgabe im Kampf gegen die KPD. Über sein Treiben schreibt der Historiker Christoph Kleßmann: »Dieser Gegner« – die Kommunistische Partei – »blieb stets im Visier, auch wenn die Bedrohung kaum so groß gewesen sein dürfte, wie es die hektische Züge annehmende Geschäftigkeit Neumanns suggeriert.«

Dem damaligen Vorsitzenden der IGM war derlei nicht fremd. Der Eiserne galt als Linksaußen im DGB, aber als sein rechtes Pendant, Georg Leber von der IG Bau-Steine-Erden, 1956 den Vorstand des Bezirks Nordrhein wegen angeblicher KP-Unterwanderung auflöste, erhielt er ein Telegramm: »Herzlichen Glückwunsch zum entschlossenen Vorgehen – in voller Solidarität – Vorstand der IG Metall – Otto Brenner.«

In der Entspannungsphase wurde nicht mehr alles so heiß gegessen. 1972 starb Brenner. Sein Nachfolger, Eugen Loderer (bis 1983), war weniger links, dafür zunächst aber auch nicht ganz so antikommunistisch. Er war Vorsitzender geworden, als ein sozialdemokratischer Bundeskanzler regierte. Nachdem 1974 ein Elf-Prozent-Abschluß im Öffentlichen Dienst angeblich den Sturz Brandts mitvorbereitet hatte, wollte Schmidt die Gewerkschaften während der bald darauf einsetzenden Wirtschaftskrise und der auch danach anhaltenden Massenarbeitslosigkeit an die Kandare nehmen. Loderer geriet zwischen Baum und Borke.

Die IGM blieb auf – relativem – Linkskurs. Damals begann der Kampf um die 35-Stunden-Woche. Gegen die Kompromißneigungen des Vorsitzenden bildete sich Opposition auch im Apparat – zunächst vor allem wohl Brenner-Leute, die von dem alten Häuptling nicht immer den »linken« Antikommunismus übernommen hatten, wohl aber das Beharren auf autonomen Klassenpositionen. Hier muß von der anderen und besseren Seite des Funktionärskörpers

gesprochen werden: Bis in die oberste Leitung hinein fanden sich immer wieder Figuren, welche moralische und intellektuelle Standards auch nach außen hin garantierten. Natürlich denkt jeder, der sich ein wenig auskennt, dabei an Georg Benz, lange Jahre Mitglied des Geschäftsführenden Vorstands, oder an Jakob Moneta, den Chefredakteur der Zeitschrift »Metall«. Hier ist nun auch Heinz Dürrbeck zu nennen, der sehr zu Unrecht seit über zwei Jahrzehnten fast nur noch als Hauptfigur eines Kriminalfalls bekannt ist.

Dieser Funktionär, Jahrgang 1912, gibt insofern Rätsel auf, als man sich kaum vorstellen kann, wie ein derart argloser Mensch immerhin jahrzehntelang sich in der umkämpften Führung einer großen Einzelgewerkschaft behaupten konnte. Man sollte annehmen, dort hielten es nur Leute aus, die mit allen Wassern gewaschen sind. Dürrbeck scheint das gerade Gegenteil eines Intriganten zu sein. Freilich: So ging es ihm am Schluß denn auch.

In der Weimarer Zeit war er kurze Zeit Kommunist gewesen, nach 1945 ging er zur SPD und zur IG Metall. 1954 schon kam er in deren Vorstand, dem er bis 1977 angehörte, zuletzt sogar im engsten Machtzirkel, dem Geschäftsführenden Vorstand, wo er zur linken Gruppe gehörte.

Am 2. September 1975 wurde Heinz Dürrbeck verhaftet, seine Wohnung vom Bundeskriminalamt durchsucht. Vorwurf: Spionage. 1964 hatte sich sein Fahrer in die DDR abgesetzt. Jetzt wurde Dürrbeck vorgeworfen, mit ihm gemeinsame Sache gemacht zu haben. Er wurde nach drei Wochen aus der Untersuchungshaft entlassen, 1977 – nach dem Erreichen der Altersgrenze – ist er noch formell aus seinem Amt bei der IG Metall verabschiedet worden, aber 1980 sollte der Prozeß gegen ihn beginnen.

Heinz Dürrbeck floh nach Ungarn. Er nahm an, daß er kein faires Verfahren bekommen würde. Wahrscheinlich erinnerte er sich noch lebhaft an den Hochverrrats-Prozeß gegen Viktor Agartz 1957: Der einstige Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts des DGB war innerorganisatorisch, politisch und publizistisch fertiggemacht worden, bevor er schließlich freigesprochen werden mußte.

1990 war die Anklage verjährt, Dürrbeck kam zuweilen wieder in die Bundesrepublik und verhielt sich im übrigen auch in Ungarn nicht still. Er hatte ein gutes Gewissen und unterstützte in seiner Wahlheimat nach seinen Möglichkeiten die linken Organisationen, die dort seit 1989 nicht mehr viel zu lachen hatten. Am 14. Oktober 1994 wurde er von der Bayerischen Grenzpolizei festgenommen. Die Staatsanwaltschaft beim Landgericht in Berlin hatte einen neuen Haftbefehl gegen ihn erwirkt.

Wenn ein Gefangener von Süd- nach Ostdeutschland gebracht werden soll, setzt man ihn nicht in einen ICE, ins Flugzeug oder ein Auto und bringt ihn auf dem kürzesten Wege hin. Aus Kostengründen wird er »verschubt«. Das heißt: Er kommt in einen Transport, der gerade in ein Gefängnis abgeht, welches auf dem Wege liegt. Dort bleibt er, bis genug Opfer für die nächste Etappe zusammengekommen sind. Auf diese Weise geriet Dürrbeck erst nach Bad Reichenhall, dann nach München, Nürnberg, Magdeburg, Gera und von da aus nach Berlin. Das dauerte fast zwei Wochen. Die Polizei, nicht für Feinfühligkeit bekannt, erhob Einwände: Sie fürchtete um das Leben des inzwischen zweiundachtzigjährigen herzleidenden Mannes. In Moabit kam er sofort in die Krankenstation, schließlich erhielt er Haftverschonung. Im September 1996 aber erhob die Staatsanwaltschaft Anklage.

Dürrbeck wird vorgeworfen, 1961 Beihilfe zur Verschleppung des »Metall«-Redakteurs Heinz Brandt in die DDR geleistet zu haben. Er habe diesen zur Berichterstattung zu einem Kongreß der Gewerkschaft Handel, Banken, Versicherungen (HBV) nach Westberlin geschickt und so für das Kidnapping »die Ursache gesetzt«.

Heinz Brandt. Noch so eine Biographie aus dem Zeitalter der Katastrophen, die auch im Golden Age nicht behaglich wurde. 1909 in einer jüdischen Arbeiterfamilie geboren, 1932 KPD, 1934-45 KZ Sachsenhau-sen, Auschwitz, Buchenwald. Ein Bruder kam unter Stalin um, ein anderer und die Eltern unter Hitler. Eine Schwester war siebzehn Jahre in Sibirien. 1945 wurde Heinz Brandt Sekretär für Agitation und Propaganda bei der KPD, dann bei der SED. Man sagt, er sei einer der wenigen gewesen, die am 16. und 17. Juni 1953 den streikenden Arbeitern Rede und Antwort standen. Stefan Heym soll ihn als Muster für den positiven Helden in seinem Roman *Fünf Tage im Juni* genommen haben. 1958 ging Brandt in den Westen und wurde Redakteur der Zeitschrift »Metall«. 1961 ist er nach Ostberlin entführt und wegen angeblicher Spionage zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Nach internationalen Protesten – unter anderem von Bertrand Russell – kam er 1964 frei. Er starb 1986.

Der Fall Heinz Brandt wurde 1994 noch einmal öffentlich behandelt, als der neue Alterspräsident des Bundestages, Stefan Heym, die Eröffnungsrede halten sollte und Kanther dies zu verhindern suchte. Er trieb bei Gauck die Nachricht auf, der Dichter habe für die Stasi gegen den Geflüchteten gespitzelt. Kanthers Schuß ging nach hinten los. Tatsächlich hatte Brandt nach seiner Flucht an Heym geschrieben. Form und Inhalt waren so horrend, daß der Empfänger die Absender-Angabe für gefälscht hielt. Er vermutete eine Provokation – vielleicht sogar des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) – , um ihn ans Messer zu liefern. Um das zu vermeiden, gab er die Briefe einfach an die Polizei weiter. Damit, daß diese das MfS informierte, hatte er dann schon nichts mehr zu tun.

In Gaucks Papieren fand sich auch ein Protokoll, wonach ein Agent »Wein« die Dienstreise Brandts nach Westberlin veranlaßt haben solle. Die Staatsanwaltschaft behauptet, das sei Dürrbeck gewesen. Zwei ehemalige Redakteure von »Metall« haben inzwischen erklärt, daß dieser im Vorstand nicht für die Zeitung zuständig gewesen sei, sondern der stellvertretende IGM-Chef Wöhrle. Im übrigen habe die Redaktionimmer selbständig darüber entschieden, wer als Berichterstatter zu Kongressen fuhr. Heinz Brandt habe man nicht zu einem solchen Auftrag überreden müssen. Vielmehr habe er sich damals zu Reisen nach Westberlin gedrängt, um dort jene Frau zu treffen, gegen die nun, 1996, ebenfalls Anklage erhoben wird: Sie soll MfS-Agentin gewesen sein und ihm ein Betäubungsmittel in den Whisky geschüttet haben, bevor er verschleppt wurde.

Bereits 1994 haben Freunde und Kollegen einen »Aufruf zur Unterstützung von Heinz Dürrbeck« verfaßt, aber nicht mehr publiziert, weil ihm inzwischen Haftverschonung gewährt wurde. Die »Süddeutsche Zeitung« und die »Frankfurter Rundschau« gaben neulich der Ansicht Ausdruck, daß die Berliner Staatsanwaltschaft wohl von der Tollwut befallen sei. Wer noch genauer hinsieht, entdeckt alte Muster des Kalten Kriegs. Es darf sogar, wenn die Grundsatzabteilung zufällig nicht hinhört, von Klassenjustiz gesprochen werden. Auf jeden Fall wird es nun höchste Zeit, daß im Fall Dürrbeck die verbliebene linke Öffentlichkeit aufwacht und sich hörbar macht.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 10/96 über Jürgen Kuczynski

Konkret 11/96, S. 40

Leonard Zeskind

Übliche Einzeltäter

In wenigen Wochen beginnt in Denver (Colorado) der Prozeß gegen die mutmaßlichen Attentäter von Oklahoma City. Die Staatsanwaltschaft beschränkt sich auf zwei Einzeltäter. Die Verteidigung und US-Rechtsradikale spinnen allerlei Verschwörungstheorien

Am 19. April 1995, morgens um 9 Uhr, explodierte vor einem Bundesamtsgebäude in Oklahoma City ein Lastwagen mit zwei Tonnen Düngemittel und Dieselöl. Der Bau fiel in einen Haufen von Beton und Blut zusammen. 168 Menschen wurden getötet, Hunderte verletzt. Innerhalb von zwei Tagen wurden zwei Tatverdächtige verhaftet: Timothy McVeigh und Terry Nichols, zwei weiße Amerikaner, die aus der rechtsradikalen Milizbewegung stammen. Das Strafverfahren gegen die beiden soll Anfang 1997 beginnen. Bei einer Verurteilung droht den zwei früheren Armee-Kameraden die Todesstrafe.

Schon unmittelbar nach dem Anschlag begann ein politischer Streit um die Interpretation des Attentats. Präsident Clinton nutzte die Gelegenheit zu einer Kritik am sogenannten »hate radio«, den Hunderten von Rundfunk-Talkshows, die täglich gegen die US-Bundesregierung, gegen sozial Schwache, Feministinnen und Liberale hetzen. Die Republikaner, die bis dahin von den rechtsgerichteten Radiosendern profitiert hatten, kritisierten Clinton und nahmen die Radios in Schutz, distanzierten sich aber gleichzeitig (mit wenigen Ausnahmen) von der rechten Milizbewegung, die ihren Höhepunkt in den Monaten vor dem Bombenattentat erreicht hatte.

Die rechten Bürgerwehren versuchten ihrerseits, sich von McVeigh, Nichols und dem Bombenanschlag zu distanzieren. Der Betonstaub in Oklahoma City hatte sich kaum gelegt, da spekulierten Bürgerwehr-Führer in Michigan (wo die Angeklagten an Miliztreffen teilgenommen hatten) ebenso wie andere Rechtsradikale, das Attentat sei das Werk von staatlichen Provokateuren gewesen. Ohne jede Ironie verglichen amerikanische Neonazis den Anschlag mit dem Berliner Reichstagsbrand. Die Liberty Lobby des Holocaust-Leugners Willis Carto beschuldigte gar den israelischen Mossad. Diese politische Offensive schweißte die rechtsradikale Szene zusammen. Aber das Ausmaß des Blutbads hemmte doch das weitere Wachstum der Bewegung.

McVeighs Anwälte sind vom Gericht bestimmte Pflichtverteidiger, die bisher keine Verbindungen zur Milizbewegung hatten. Dennoch scheinen Elemente ihrer Verteidigungsstrategie direkt aus der rechtsradikalen Ecke zu stammen. So werden die Anwälte das gleiche Mißtrauen gegen den Staat mobilisieren, von dem auch die rechtsradikale Bewegung zehrt. Die Linke (mit ihrer eigenen Kritik am bürgerlichen Staat) hat bisher noch keine spezifische Haltung zu dem Attentat und der Milizbewegung entwickelt.

Die Fahndung nach Timothy McVeigh begann, als ein Achsenstück des Lastwagens in der Nähe des Explosionsorts gefunden worden war. Das Metallstück ließ sich einer Mietwagen-Agentur inJunction City im benachbarten Bundesstaat Kansas zuordnen. Aufgrund von Aussagen der Autoverleiher fertigte das FBI Phantombilder von zwei Männern (Phantasienamen: John Doe One und John Doe Two) an, die am 17. April den fraglichen Lkw angemietet hatten. Die Ermittlungen führten schließlich zu McVeigh, der zufällig kurz nach der Bombenexplosion von einem Autobahnpolizisten festgenommen worden war, weil er ein Auto ohne Kennzeichen gefahren hatte. McVeigh gab als Adresse das Haus seines Freundes Terry McNichols an.

In dessen Wohnung in der Kleinstadt Herington (Kansas) fand das FBI ein Waffendepot, Quittungen für große Mengen Kunstdünger und andere belastende Indizien. Auch Nichols wurde verhaftet. McVeigh entsprach zwar dem Phantombild von John Doe One, aber Nichols paßte nicht zu der Beschreibung von John Doe Two. In den ersten Wochen nach dem Anschlag fahndete das FBI mit großem Aufwand nach dem fehlenden Verdächtigen. Aber als gegen McVeigh und Nichols schließlich offiziell Anklage erhoben wurde, erwähnte die Staatsanwaltschaft John Doe Two mit keinem Wort mehr – als ob der Mann nie existiert hätte, der mit McVeigh den Lastwagen anmietete.

Die Anklage geht davon aus, daß McVeigh und Nichols im September 1994 mit den Planungen für den Anschlag begannen. Damals mieteten sie in Kansas einen Schuppen und kauften 900 Kilogramm Düngemittel. Im Monat darauf kauften sie weitere 900 Kilo, stahlen Dynamit und Zünder. Die Behörden behaupten außerdem, daß McVeigh einen Raubüberfall auf einen Händler in Arkansas »veranlaßte« und mit den erbeuteten Schußwaffen und Goldstücken die Vorbereitungen für das Attentat finanzierte. Für den Raubüberfall selbst gibt es allerdings noch keine Verdächtigen. Auch ist unklar, wer Dünger und Diesel vermischt hat – ein komplizierter Vorgang, der nach Auffassung der Behörden am 18. April stattfand, also am Tag zwischen der Anmietung des Lastwagens und dem Anschlag. An jenem Abend soll McVeigh den Lkw von Kansas nach Oklahoma City gefahren und dort vor dem Behördengebäude abgestellt haben. Dann stellte er angeblich den Zünder ein und floh mit einem zweiten, bereits zuvor in der Nähe geparkten Auto.

In den vergangenen Monaten haben McVeighs Anwälte eine Doppelstrategie eingeschlagen, die sie gelegentlich als »O.J.-Verteidigung« bezeichnen – in Anspielung auf den Mordprozeß gegen den früheren Football-Star O.J. Simpson. Erstens gingen sie schon vor dem Strafverfahren in den Massenmedien in die Offensive, um McVeighs öffentliches

Erscheinungsbild von dem eines Miliz-Monsters in das eines Golfkriegspatrioten zu verwandeln. Zweitens werden die Anwälte im Prozeß die Authenzität jedes einzelnen Beweisstücks in Frage stellen, das die Staatsanwaltschaft in den Gerichtssaal bringt. So gibt es bereits einen FBI-Techniker, der das Laborverfahren zur Untersuchung der Explosionsspuren öffentlich in Zweifel zieht. Gegen dieses Vorgehen ist zunächst nichts einzuwenden. Auch andere Verteidiger stecken ihre Mandanten in Anzüge und hängen ihnen Schlipse um, lassen entlastende Informationen durchsickern und geben selektive Interviews. »Wir ermuntern die öffentlichen Spekulationen, weil die Staatsanwaltschaft den Hintern nicht hochkriegt«, erzählte mir McVeighs Anwalt Stephen Jones.

Die Verteidiger haben noch eine dritte Strategie, von der sie hoffen, daß sie ähnlich hilfreich sein wird wie beim O.J.-Simpson-Prozeß der offene Rassismus der Polizei von Los Angeles. Sie werden die US-Regierung beschuldigen, sie habe entweder eine internationale Verschwörung vertuscht oder eine fehlgeschlagene verdeckte Polizeiaktion – oder beides. Selbst wenn McVeigh tatsächlich an der Ausführung des Anschlags beteiligt gewesen sein sollte, dann sei er allenfalls ein kleines Rädchen gewesen. Die Verteidiger kündigten an, britische Neonazis als Zeugen laden zu lassen, da ein Teil des Zündmechanismus aus Großbritannien stamme. Außerdem schickten die Anwälte eigene Ermittler auf die Philippinen und erzählten der Presse, daß die Verschwörung möglicherweise vom Irak ausgegangen sei. Inzwischen scheint die Verteidigung die Spekulationen der Milizbewegung zu übernehmen, wonach der Anschlag auf ein gemeinsames deutsch-amerikanisches Polizeimanöver zurückgeht.

Um die angebliche »German connection« zu beweisen, brachten die Verteidiger einen weiteren Verdächtigen ins Spiel: Zwei Wochen vor dem Anschlag telefonierte McVeigh mit Elohim City, einer obskuren Siedlung von Rassisten und Antisemiten in Oklahoma, und verlangte nach einem »Andi«. Aber Andreas Strassmeir war gerade nicht anwesend. Der Sohn eines hochrangigen Berliner CDU-Funktionärs hatte sieben Jahre in der Bundeswehr gedient und an der Hamburger Bundeswehrhochschule studiert. Nach Angaben des Londoner »Sunday Telegraph« wurde er dabei auch für geheimdienstliche Aufgaben ausgebildet. Obwohl Strassmeir seine Story im Laufe der Zeit immer wieder geändert hat, will er 1988 zum ersten Mal in die USA eingereist sein. Damals habe er sich für den amerikanischen Bürgerkrieg des vergangenen Jahrhunderts interessiert. Er wohnte in Virginia bei Vincent Petruskie, einem pensionierten Oberst der US-Luftwaffe. Petruskie erzählte der Zeitung »Nashville Tennessean«, Strassmeir habe ihn gebeten, ihm einen Job bei der US-Polizei zu verschaffen, am liebsten bei der Drogenpolizei DEA. Sowohl Petruskie als auch Strassmeir sagen allerdings, daß aus diesem Job nichts geworden sei.

Strassmeir will 1988 auch zum ersten Mal Kirk Lyons getroffen haben. Lyons ist der Rechtsanwalt für den radikalsten Flügel der weißen rassistischen Bewegung in den USA. Auch zu deutschen und britischen Neonazis hat Lyons Kontakte. Als Strassmeir 1991 in die USA zurückkehrte, brachte ihn Lyons nach Elohim City, wo der Berliner bis 1995 blieb. Strassmeir lebte von Gelegenheitsjobs und handelte auf Schußwaffenmärkten mit verschiedenem Zubehör. 1993 traf er McVeigh auf einer Waffenmesse in Oklahoma, verkaufte ihm ein Messer und gab ihm seine Visitenkarte. Strassmeir behauptet, daß er nach dieser Messe nie wieder mit McVeigh gesprochen und keine Ahnung habe, warum er wenige Tage vor dem Bombenanschlag jenen Telefonanruf erhielt. Ende der Geschichte.

Oder etwa doch nicht? Obwohl viele der rechtsradikalen Trainingslager, die sich in den 80er Jahren ausbreiteten, inzwischen wieder aufgelöst sind, blieb Elohim City erhalten. Das Dorf erstreckt sich über vier Quadratkilometer in den bewaldeten Bergen im Osten von Oklahoma. Hier lebte Strassmeir vier Jahre lang in einem Wohnwagen. Die insgesamt rund 80 Bewohner verdienen ihren Lebensunterhalt mit Viehzucht, einem Sägewerk und einer Baufirma. Strassmeir half, die Männer an automatischen Gewehren auszubilden.

Im Prozeß gegen McVeigh und Nichols wird die Staatsanwaltschaft erklären, daß das Oklahoma-Attentat im Zusammenhang mit dem FBI-Angriff auf die Davidianer-Sekte im texanischen Waco am 19. April 1993 steht. Am zweiten Jahrestag dieses Angriffs, bei dem damals über 80 Sektenmitglieder ums Leben kamen, hätten die beiden Angeklagten Vergeltung üben wollen. Aber am 19. April 1995 gab es noch ein anderes Ereignis: An jenem Tag wurde Richard Snell, ein früherer Elohim-Bewohner, im Nachbarstaat Arkansas hingerichtet, weil er einen afroamerikanischen Polizisten und einen (vermeintlich jüdischen) Pfandleiher ermordet hatte. Snell wurde in Elohim City beerdigt. Der Oklahoma-Anschlag könnte auch als Rache für die Hinrichtung des Rechtsradikalen gemeint gewesen sein.

Es gibt noch weitere Hinweise auf eine Schlüsselrolle des abgelegenen Dorfes. Zwei ältere Elohim-Bewohner wurden 1995 für geplante Bombenattentate auf Bürgerrechts-Büros verurteilt. Auch zwei Mitglieder einer »arischen« Gruppe, die in den vergangenen Jahren insgesamt 22 Banküberfälle verübt hat, hielten sich vorübergehend in Elohim City auf. Außerdem besuchte Dennis Mahon das Dorf und freundete sich mit Strassmeir an. In den 80er Jahren war Mahon ein hoher Ku-Klux-Klan-Funktionär und wechselte später zum »Weißen Arischen Widerstand« (WAR) von Tom Metzger. Im September 1991 reiste Mahon nach Deutschland und traf sich in der Nähe von Berlin mit Neonazis, mit denen er vor laufender Fernsehkamera Holzkreuze verbrannte und andere KKK-Rituale ausführte.

Vier bis fünf Monate nach dem Oklahoma-Anschlag verschwand Strassmeir aus Elohim City, fuhr für ein paar Tage zu Mahon nach Tulsa (Oklahoma) und dann weiter zu Kirk Lyons in North Carolina. Nach einigen Monaten verließ

Strassmeir die USA gemeinsam mit David Holloway, einem Mitarbeiter von Lyons, und tauchte kurz darauf in der Berliner Wohnung seines Vaters wieder auf.

Strassmeirs Rolle ist weiter ungeklärt. Die rechtsradikalen Milizen behaupten, der Oklahoma-Anschlag sei ein Versuch der Polizei gewesen, die »Patrioten« in eine terroristische Verschwörung zu verwickeln. Eine fehlgeschlagene Under-Cover-Operation. Demnach sei Strassmeir ein Informant oder Agent gewesen. McVeighs Anwälte sagten mir, deutsche und amerikanische Beamte hätten 1993 bei einem Treffen hinter verschlossenen Türen über Strassmeir geredet, angeblich als Teil eines Versuchs, gegen neonazistische Aktivitäten vorzugehen. Aber diese Behauptung ist zweifelhaft. Nach Angaben des Berliner Antifa-Infoblatts hat Strassmeir keine bekannten Neonazi-Verbindungen in Deutschland.

Nach dem Oklahoma-Attentat hat die radikale Rechte ihre raffinierteste Propaganda-Strategie seit vielen Jahren entwickelt. In der Vergangenheit haben gewalttätige Konflikte mit dem Staat die militanten Neonazis gegenüber anderen Strömungen isoliert. Als in den 80er Jahren Mitglieder der Terrororganisation »The Order« wegen einer Reihe von Banküberfällen und Morden vor Gericht standen, erhielten sie nur von den härtestgesottenen Neonazis und Klan-Aktivisten Unterstützung. Zu dem Zeitpunkt, als der »Order«-Gründer Robert Mathews bei einem Schußwechsel mit dem FBI ums Leben kam, hatten ihm sogar die Mitglieder seiner eigenen Bande bereits den Rücken gekehrt.

Bis 1992 hatte sich die Situation grundlegend verändert. Als ein Konflikt zwischen der Polizei und Randy Weaver, einem Sympathisanten der nazistischen »Aryan Nations« in Idaho, zu einem tödlichen Schußwechsel eskalierte, demonstrierten mehrere hundert Menschen (einschließlich vieler Nachbarn) ihre Unterstützung für den Rechtsradikalen. Als der »Arier« im folgenden Jahr wegen Polizistenmordes vor Gericht gestellt wurde, behaupteten fast alle Strömungen der radikalen Rechten, daß er nur ein Opfer eines staatlichen Komplotts geworden sei. Sogar die konservative Waffenlobby »National Rifle Association« (rund 3,4 Millionen Mitglieder) solidarisierte sich mit dem Angeklagten. Im öffentlichen Bewußtsein verwandelte Weaver sich beinahe über Nacht von einem verrückten »weißen Suprematisten«, der an die biologische Überlegenheit seiner Rasse glaubt, in einen harmlosen »weißen Separatisten«, der eben nur in Ruhe gelassen werden wollte. Selbst der US-Kongreß veranstaltete eine Anhörung zu seinem Fall, womit die Republikaner Clintons Bundespolizei eins auswischen wollten. Das Ergebnis: 1994 und 1995 gewann die radikale Rechte dramatisch an Mitgliedsstärke und politischem Einfluß. Erst das Bombenattentat von Oklahoma City bremste die Bewegung wieder.

Die Bedeutung des bevorstehenden Strafverfahrens geht weit über eine Verurteilung der Männer hinaus, die Dünger und Diesel zusammenrührten und den Lastwagen nach Oklahoma City fuhren. Zur Debatte steht das Urteil der Öffentlichkeit über die organisierte radikale Rechte und die Milizbewegung. Jedenfalls gibt es genügend Indizien dafür, Elohim City als Zentrum einer rechtsradikalen Intrige zu sehen und die staatsanwältliche Einzeltäter-Version in Zweifel zu ziehen. Wenn McVeigh oder Nichols es schaffen sollten, sich davonzustehlen, dann nur, weil die Geschworenen überzeugt werden konnten, daß die Behörden die ganze Wahrheit verschweigen. Die These der Milizen, daß ein staatlicher Provokateur in den Anschlag verwickelt war, wird dann auf breitere Zustimmung stoßen. Aber selbst wenn die beiden Angeklagten verurteilt werden sollten, könnte die Beschränkung der Staatsanwaltschaft auf nur zwei Einzeltäter dazu führen, daß die radikale Rechte insgesamt relativ unbeschadet davonkommt.

Der Nebel der Desinformation, den die Verteidigung verbreitet, darf die wichtigste Tatsache nicht verhüllen: Der Bombenanschlag von Oklahoma City ist weiterhin ungeklärt.

Übersetzung aus dem Englischen von Michael Hahn

Leonard Zeskind lebt in Kansas City und schreibt ein Buch über die radikale Rechte in den USA

Konkret 11/96, S. 42

Michael Hahn

Farrakhan-PR

Ein »Spiegel«-Redakteur auf der Couch bei Louis Farrakhan. Seine beiden Audienzen beim »Messenger« der US-Sekte »Nation of Islam« haben Hans Hielscher so beeindruckt, daß er die dabei entstandenen Fotos gleich in seine 157 Seiten dicke PR-Broschüre für Farrakhan aufnehmen mußte.

Schon der Untertitel des Büchleins verrät, wie nah der »Spiegel«-Mann dem NOI-Chef gerückt ist. Farrakhan ist nicht etwa ein »schwarzer Führer« (also ein einflußreicher, als »schwarz« rassifizierter Politiker), sondern ein »Schwarzenführer« oder – so nennt ihn die »FAZ« – »Repräsentant der Schwarzen in Amerika«. US-Amerikaner, die erkennbar afrikanische Vorfahren haben, sind für Hielscher ein »eigenes Volk«. Schon Malcolm X agitierte »sein Volk«, nach dem Freispruch von O.J. Simpson kommentieren Farrakhan und andere Afroamerikaner das »Freudengeheul ihrer Leute«.

Andere Völker, andere Sitten: »Im Ghetto wird kaum noch geheiratet.« Die Folge ist die aus dem Fernsehen wohlbekannte Anarchie. Und Hielscher weiß sogar, weshalb Aids unter Afroamerikanern überproportional verbreitet ist: »Nach neuesten Erkenntnissen (ist) der Anteil von Bisexuellen unter Amerikas Schwarzen doppelt so hoch wie unter den Weißen.«

Schuld an der sozialen Misere in den Ghettos ist für Hielscher nicht etwa die radikale Umstrukturierung des US-Kapitals, das Millionen von anständig bezahlten Produktionsjobs aus den urbanen afroamerikanischen Siedlungsgebieten wegrationalisiert und/oder in Billiglohnregionen im US-Süden und im Ausland verlagert hat. Schuld ist der Verfall der väterlichen Autorität. Das weiß er von Farrakhan, der im Oktober 1995 bei seinem spektakulären »Million Man March« in Washington predigte: »Als Männer müssen wir vor Gott Buße tun dafür, daß wir versagt haben bei unserer Verantwortung als Köpfe unserer Familien und als Bauherren unserer Communities.«

Früher, in der guten alten Segregationszeit, war das noch anders, erzählt Hielscher – oder ist es doch O-Ton Farrakhan? Damals existierte »aller Armut und Diskriminierung zum Trotz in den meisten Farbigenvierteln eine intakte Lebensgemeinschaft. Kirchen bestimmten die Moral.« Heute dagegen »bestimmt eine wachsende Unterklasse die Normen in den Ghettos«. Verdorben durch überzogene Wünsche nach Integration (oder »race-mixing«, wie Farrakhan sagen würde). Wo doch jeder weiß: »Wo die Gruppen zusammenleben, häufen sich die negativen Erkenntnisse.«

Farrakhans Alternative: »black capitalism« in den Ghettos. Hielscher lobt die NOI, die »weg will von Opfermentalität und Anspruchsdenken«. Da mag man über den unverhohlenen Antisemitismus dieser Bewegung (siehe KONKRET 9/94) hinwegsehen. Das findet auch Jack Kemp, der republikanische Kandidat für die US-Vizepräsidentschaft. Er stimme zwar nicht mit allen Meinungen Farrakhans überein, erklärte Kemp vor kurzem der US-Presse, aber die Selbsthilfe-Philosophie der NOI sei »wonderful«. Schon diese Einigkeit zwischen »Weißenführer« und »Schwarzenführer« zeigt, wie unsinnig das (auch unter Linken) modische Gerede von den »zwei Nationen« in den USA ist.

Hans Hielscher: »Gott ist zornig, Amerika«. Der Aufstieg des Schwarzenführers Louis Farrakhan. J.H.W. Dietz Nachfolger, Bonn 1996, 157 Seiten, 19,80 Mark

Michael Hahn schrieb in KONKRET 10/96 über Bill Clintons erste Amtszeit

Konkret 11/96, S. 43

Stefan Ripplinger

In diesem Sinne
Corinos Wunschvita

Ein Mann, dessen gesamte Familie sich auf der Flucht vor den Nazis befand, ein jüdischer Kommunist, der diesen selbst nur mit knapper Not entkam, Stephan Hermlin, sagte im Jahr 1990 der »jungen Welt«, sein Vater sei im »Lager umgekommen«. Sechs Jahre später schreibt der Kommunistenjäger Karl Corino in der »Zeit« (4.10.), seine eigene »Recherche in Sachsenhausen« habe »erfreulicherweise für den Vater, bedauerlicherweise für den Sohn und seine Glaubwürdigkeit« etwas anderes ergeben: Der Vater sei nach sechs Wochen aus dem KZ entlassen worden, er sei mit 58 Jahren in London an Leberkrebs gestorben, am 1. März 1947.

Das ist natürlich ein ungeheuer erfreuliches Ergebnis für den Vater, daß es doch nur sechs Wochen KZ waren, und daß er wenig später in aller Ruhe an Leberkrebs sterben durfte. Vielleicht ist es aber noch viel mehr ein erfreuliches Ergebnis für den Kommunistenjäger, daß er wieder einen DDR-Schriftsteller am Schlafittchen hat. Hermlin habe, kolportiert Corino, »gelegentlich kolportiert«, sein Vater sei an den Folgen der KZ-Haft verstorben. An den Folgen? Neun Jahre später? Und obwohl es doch nur sechs Wochen waren? Der am Überführen der DDR-Intelligenz weniger Interessierte wird sich allerdings fragen, warum der Sohn solches nicht sollte behaupten dürfen. Weil der Vater an Krebs starb wie andere in der Gestapo-Haft an Herzinfarkt und wieder andere im Exil an Selbstmord? Weil sich der Sohn nicht an den Befund des Leichenbeschauers hielt, während Corino feststellt: War doch alles gar nicht so schlimm mit dem Nationalsozialismus?

Der »Wahrhaftigkeit« verpflichtet, stellt Corino fest, es sei »nicht denkbar, daß ein ›Illegaler‹« wie Hermlin »1935 nach drei Jahren ›Illegalität‹ gemütlich aufs Charlottenburger Standesamt geht, das Aufgebot bestellt und heiratet, als wäre nichts gewesen« (»NZZ«, 9.10.). Wie gemütlich das Nazireich für jüdische Kommunisten gewesen ist, hat der Kommunistenjäger durch penible Recherchen herausgefunden. In Corinos »Wunschbiographie« hatte Hermlin ein komfortables Leben auf der Flucht vor der Gestapo, im französischen Lager oder beim Überqueren einer streng bewachten Grenze. Es muß so komfortabel gewesen sein wie heute in der Redaktion des Hessischen Rundfunks. Während Hermlin mit seinen Fiktionen hart an der Wirklichkeit bleibt, lügt Corino mit der Wahrheit. Und das ist ein Unterschied.

Konkret 11/96, S. 43

Michael Schilling

In diesem Sinne
Innerer Gauleiter

Mit einiger Verspätung zwar, aber desto lauter hat Peter Gauweiler, Bauchredner des gesunden Volksempfindens, im »Bayernkurier« seine Meinung zu Goldhagens Deutschland-Buch und -Besuch gesagt. Er nennt die Reise einen »Theatercoup mit und um Daniel Goldhagen« und eine »volkspädagogische Massenaufwallung«. »Gegenstand der Hinwendung – als Schmutzbeworfene und Verächtlichgemachte – « seien »die Deutschen selbst« gewesen. Goldhagen habe sich »eine ganz neue Variante der Anklage des Jahrhunderts ausgedacht«, eine »aberwitzige Pauschalverurteilung«, die »verrückteste Entstellung«. Deutschland habe »den Propagandisten seines Unwertes wie einen Filmstar« gefeiert. »Der ökonomische Ertrag, den der Doktorand heim nach Amerika nimmt, wird von Fachleuten auf über eine Million Deutschmark geschätzt... Wie widerlich. Der junge Autor als Volksrichter... Der amerikanische Executioner...«

Fehlt etwas? Der Judenlümmel, der angemaßte Historiker, der in Wahrheit bloß »junger Autor« und »Doktorand« ist; der nicht für ein Buch Honorar empfängt, sondern bei einem Coup einen »ökonomischen Ertrag«, nämlich einen Rebbach macht; der die braven Deutschen mit Schmutz bewirft, ihnen mit verrückten Entstellungen ihre echt deutsche Deutschmark abschwindelt und die Beute ins Ausland schafft; der Volksrichter am Volksgerichtshof, der seine aberwitzigen Verurteilungen, daß die Deutschen »unwert« seien, selber exekutiert, als Israels williger Vollstrecker – fehlt etwas, das zum Repertoire des sich selbst unbewußten Antisemiten gehört, der seine Obsession im Austausch von Opfern und Tätern des Holocaust auslebt? Vielleicht das letzte Indiz, das jeder von ihnen, jede Dönhoff und jeder Augstein, als rhetorischen Fingerabdruck hinterläßt, das Bekenntnis: Ich habe nichts gegen Juden, einige meiner besten Freunde sind Juden...? Es fehlt, weil Gauweiler nicht den Finger nimmt, sondern die Faust:

»Im publizistischen Lustlärm... ging freilich unter, daß die auf eine Sensation angelegte Doktorarbeit des Amerikaners gerade von israelischen Historikern vernichtend kritisiert worden war.« Wenn schon die eigenen Leute ihren auf eine Sensation spekulierenden Rassegenossen kritisieren – das sagt doch wohl alles. Goldhagen hat behauptet, daß die Deutschen ihren Antisemitismus nach 1945 gebändigt hätten. Man darf nur nicht, zum Zwecke des Besuchs, den Käfig aufmachen. Dann bricht aus ihnen der Gauweiler hervor.

Konkret 11/96, S. 43

Kay Sokolowsky

In diesem Sinne
Neue Rechtsschreibung

Man hätte, meint Siegfried Lenz, das Volk fragen sollen. Als wäre das, was sich da Rechtschreibreform nennt, nicht eben deshalb der letzte Husten, weil es einem Volk, das seiner schönen Muttersprache immer nur Schande gemacht hat, so devot aufs krumme Maul schaut. Endlich bekommen die Deutschen das Placet, mit den Wörtern der Fremden zu verfahren, wie sie wollen – und was tun sie? Protestieren in der »Hamburger Morgenpost«, die ihr Volk gefragt hat, zu 87 v.H. gegen die Erlaubnis, den Vokabeln, die sie vor lauter Geistesarmut aus dem Ausland beziehen mußten, das Leid anzutun, das sie ihnen, unerlaubt, stets bereitet haben.

Die ebenso große wie künstliche Erregung, die pünktlich zum Ende der Buchmesse ausgebrochen ist – pünktlich ein Jahr zu spät – , dies nutzlose Genöle über neugeregelte Trennstriche, Kommata, Konsonantenkolli- und -kollusionen wurde entfesselt von Friedrich Denk. Der ist (s. KONKRET 8/96) ein sehr deutscher Mann und behauptet emphatisch, daß eine linke Meinungsmafia die Deutschen davon abhält, ihre national- bis nationalsozialistischen Schriftsteller wahrzunehmen. Ihm, Denk, macht es außerdem schwere Sorge, daß die Reform »dem Ansehen der deutschen Sprache und Literatur im In- und Ausland schaden und mehrere Milliarden DM kosten würde«.

Daß diese Literatur, jedenfalls die aktuelle, einen Schaden hat und daß ihre Sprache getrost pleite gehen darf, demonstrieren nicht zuletzt die Dichter, die »niemand befragt hat« (so Herbert Heckmann, Oberschnellmerker der Akademie für Sprache und Dichtung). Kaum erscheint so ein Denk-Wunder und legt einen Zettel vor, auf dem u.a. von der »ss-Regelung« die Rede ist, verlieren auch die ge- und henscheiteren Köpfe eben den und bezeugen die Empörung, die sie nun, nach Vollendung der Tatsachen – der neue Duden ist auf dem Markt und verkauft sich blendend – , ergriffen hat. Was sie davon haben, daß sie sich nicht früher meldeten, dürfte ein alfabetischer Auszug aus der rephormierten Unterschriftenliste ihnen deutlicher demonstrieren, als sie bis heute ahnen. Selber schuld:

Ingrind Bachäär, Rheinhat Baumharz, Alles Brandstecker, Güntherr dä Bräun, Linse Eichinger, Gertrutsch Fusselegge, Günner Gratz, Pjotr Hammmm, Lugwird Haarig, Eckart Hinscheid, Olle Huhn, Erz Juenger, Walzer Kämmtpowski, Kahl Klorino, Sickfried Längst, Ernst-Dieter Lüg, Heimo Schwillt, Johann O. Strapser, Hattrick Sülzkind, Jo ach im Unsold, Martyr Schwallser, Bohto Stuss, Benedickt Taschkent, Grunzram Vespa, Rocker Winselsen, Schwanz Wohlschlegel.

Konkret 11/96, S. 44

Carl Freytag

Entropie im Gepäck

Wie sich die Welt im Kopf des Denkfabrikanten Manfred Wöhlcke malt

Die Zeiten sind schlecht und Endzeitszenarien haben Konjunktur. Manfred Wöhlckes Buch *Soziale Entropie* gehört zu ihnen und verrät schon im Titel, daß die Geschichte am Ende ist und der Weg in den Abgrund bloßen Naturgesetzen folgt. Ein Physiker hat Wöhlcke vor Jahren ein »unerwartetes Bildungserlebnis« beschert und ihm die Augen für ein Naturgesetz geöffnet: Den Entropiesatz, der besagt, daß in abgeschlossenen Systemen letztlich alle Gegensätze zum Ausgleich kommen, alle Bewegung erstirbt und alles Wohlgeordnete verfällt. In der Sprache der Physik: Die Entropie des Systems nimmt zu. Wöhlcke findet Gefallen an dem Begriff Entropie, er überträgt ihn auf das »Soziale« und vermeint, mit ihm nun alles Elend der Welt erklären zu können: Die Welt ist dem Verfall geweiht, weil sich überall Entropie breitmacht.

In den kokett mit Anführungszeichen versehenen »unterentwickelten« Ländern, wo der Geist schwach und das Fleisch allzu willig ist, verkörpert sie sich als Bevölkerungsexplosion: »Entropie also, wo immer Blut und Sperma fließen.« Die Produkte dieser Explosion erreichen uns als Migrationsflut »demnächst wohl in Frankfurt«. Die Sorgen wegen einer »Überfremdung« und die »Furcht vor einem Import von Kriminalität, Seuchen und Drogen« sind zwar »zum Teil unberechtigt, ... zum Teil haben sie jedoch einen objektiven Kern«. Derartigen entropischen Vermischungen muß Einhalt geboten werden, denn selbst wenn eine »multikulturelle Gesellschaft tatsächlich gelingt, führt sie zu einem Verlust an kulturellen Eigenheiten« und zum »Verfall von gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen«.

Ist die Beschreibung der 3. Welt und der sich von dort ausbreitenden Geißeln der Menschheit (Bevölkerungswachstum, Massenelend, Krankheiten, Drogen etc.) immerhin noch auf eigene Forschungsarbeiten gestützt und mit (allerdings recht angestaubten) Zahlen und Literaturzitaten belegt, so beschränkt sich Wöhlcke bei Annäherung an die »hochentwickelten« Länder mehr und mehr auf eine Sammlung ressentimentbeladener Zufallsbeobachtungen. In die »halbentwickelten« Länder der europäischen Peripherie fällt er als Reisender ein. Behindert von »Pauschaltouristen«, »Besitzern von Wohnanhängern« und vor allem von der »wirklichen Heimsuchung«, den »sogenannten Alternativtouristen«, findet er auch dort nichts anderes vor als Entropie. Ganz Griechenland ist von ihr befallen: vom Toast über die Fährschiffe bis zu den Toiletten – unter Wöhlckes mißmutigem Blick reißt nicht einmal das Toilettenpapier an der erwarteten Stelle. Auch Korsika und Italien sind höchst entropisch, vom Balkan ganz zu schweigen, in Portugal gibt es gar »Postkartenständer mit erotischen Photos«. Man könnte meinen, Wöhlcke hätte die Entropie im Reisegepäck und erst sein Blick infizierte die besuchten Länder. Der Besuch eines Landes der 2. Welt steht noch bevor. Hier böte sich Estland geradezu an, hat doch dort eine Kommunismus genannte »entropische Geistesstörung« das Familienschloß ruiniert, dessen Rückgabe laut Münchener »Abendzeitung« Wöhlcke derzeit betreibt.

Entfaltet sich in den unterentwickelten Ländern die Entropie in den Körpern, so ist es in den Ländern der 1. Welt das Reich des Geistes, das aufs Äußerste gefährdet ist. Wöhlcke scheut keine Mühe, der Entropie auch in Kultur und Zivilisation auf die Spur zu kommmen: »Ich habe lange und tränenreiche Abende mit der Lektüre von Theorien über Kunst und Ästhetik verbracht. Mit äußerster Härte gegen mich selbst las ich Arnold Gehlen, Walter Benjamin, Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno, Alphons Silbermann, Niklas Luhmann und andere. ... Es war ganz schrecklich.« Immerhin: Luhmann bewirkte nicht nur »psychosomatische Hautausschläge«, sondern erregte ihn »geradezu körperlich«. Ansonsten hat die Lektüre wenig genützt, und Wöhlcke neigt weiterhin »jener ganz altbackenen Kunsttheorie zu«, deren Leitsatz »Kunst kommt von Können« ist.

Das Bauhaus, Brecht und Beuys, Filme, »in denen depressive Personen in deprimierenden Milieus bei deprimierendem Wetter eine deprimierende Handlung abwickeln«: Nichtskönner aller Schattierungen veranstalten in »einer Zeit größter Beliebigkeit von Werten und Normen« vor einem »völlig desorientierten und verwahrlosten Publikum« einen »ästhetischen Kahlschlag ohnegleichen«. Die entropische Mode dient gar »der ›Selbstverwirklichung‹, wonach jedermann das anzieht, was ihm selber gefällt. Dies hat verheerende Konsequenzen und führt zum Zerfall aller ästhetischen Ordnungsstrukturen.« Das »fragile Konstrukt« Ehe wird durch »Pornographie, Libertinage und eine höchst pragmatische Interpretation der sogenannten Selbstverwirklichung« zum Einsturz gebracht – und hier weiß Wöhlcke, wovon er redet, ertrug er doch viele Jahre eine »Partnerschaftsehe mit geringem innerfamilialen Autoritätsgefälle, was auch eine Anpassung an die Rolle der zumindest zeitweise berufstätigen Frau widerspiegelt«.

»Wir sind verloren zwischen Milliarden Kilometern und Milliarden Jahren« – doch wir sind nicht ganz verloren: Wöhlckes Apokalypse schließt mit einem Kapitel »Perspektiven«. Die Demokratie zählt allerdings nicht zu den Perspektiven, ist sie doch Ursache »sozialer Dominanz der Mittelmäßigkeit, der Diffusion des schlechten Geschmacks und des Verfalls der guten Sitten«. Selbst »die Polizei kann ihre Aufgaben aufgrund der ständigen Ausweitung individueller Rechte kaum noch wahrnehmen, ... ständige Demonstrationen« behindern die Politik, die »aufgrund ihrer Toleranz und ihrer Volksnähe zu

zögerlich und kompromißhaft« geworden ist. Die »Bejahung der Demokratie an der falschen Stelle und eine modische Abwertung des Elitären« hat zu einer »pampigen Soße aus dem Kochbeutel« geführt.

In dieser prekären Lage setzt Wöhlcke gegen die »Normen- und Wertekonfusion« zunächst auf »das ›gesunde Volksempfinden‹, das erfreulicherweise nicht nur eine faschistoide Qualität« hat. Nun ist es aber mit dem Volk nicht zum besten bestellt: »Bequemlichkeit führt zu einem Verfall der körperlichen und intellektuellen Leistungsfähigkeit, was sich kollektiv zu kulturellem Verfall auswirkt.« Dies ist die Stunde des »Elitären«. Wöhlcke verschweigt auch nicht, wo es zu finden ist. Die Elite hat »in entropieresistenten Kernen« überlebt (Vorsicht: Ironie!): »z.B. Westdeutscher Rundfunk, ›Die Zeit‹, die ›Süddeutsche Zeitung‹ und – nicht zu vergessen – das ›Deutsche Adelsblatt‹.« Ein weiteres derartiges Reservat liegt im lieblichen Irschenhausen: Dort, in der »Stiftung Wissenschaft und Politik«, arbeitet Wöhlcke an Konzepten für eine bessere Welt, dort verordnet der hochentwickelte weiße Mann z.B. »geburtenkontrollierende Politik« für die armen Unterentwickelten, die mit »handwerklichen Anleitungen zur mechanischen Empfängnisverhütung und jenen situationsspezifischen, intervenierenden Variablen, die in amourösen Situationen fast immer wirksam werden«, überfordert sind.

Gesellschaft als »Zweite Natur« zu beschreiben hat Tradition in Kreisen, die sich in den herrschenden Verhältnissen gut eingerichtet haben, erspart es doch die kritische Auseinandersetzung mit den Stützen dieser Verhältnisse: Gewalt und Ausbeutung. Ein Blick hinter die Kulissen erweist sehr schnell, daß sich Elend meist nicht entropischem Verfall verdankt, sondern ganz unentropischer Ordnung – von der unblutigen Ordnung des Weltmarkts bis zur blutigen Ordnung der Gefängnisse. »Ordnungskräfte« sorgen dafür, daß die gesellschaftlichen Gegensätze gerade nicht zum Ausgleich kommen.

Die Denkfabrik im Isartal arbeitet u.a. dem Auswärtigen Amt zu. Das gibt zur Sorge Anlaß, Wöhlckes Gedankengänge, die als selbsttherapeutischer Versuch vielleicht seiner »narzißtischen Unversehrtheit« geholfen haben, könnten ernsthaften Schaden anrichten. Keine Sorgen muß man sich zum Glück um die Insel Amorgos machen, die so entropisiert ist, daß es nur noch »Zwergfische« mit »mehr Gräten als Fleisch« zu kaufen gibt: Sie war schon osmanisch, venezianisch und russisch, von Italienern und Deutschen besetzt und wird daher auch die angekündigten weiteren Osterurlaube Wöhlckes unbeschadet überstehen.

Manfred Wöhlcke: *Soziale Entropie. Die Zivilisation und der Weg allen Fleisches*. dtv, München 1996, 238 Seiten, 24,90 Mark

Carl Freytag lebt und arbeitet im höchst entropischen Griechenland

Konkret 11/96, S. 45

Jürgen Roth, Stefan Ripplinger, Dietrich Kuhlbrodt, René Martens, Kay Sokolowsky

Kunst & Gewerbe

Eichborns Atlantis

Die freie Welt der Privatleute hat ihn wieder: Nach unzähligen Jahren aufopferungsvoller verlegerischer Tätigkeit und der erfolgreichen Erweiterung des Barsortiments um solch unverzichtbare Titel wie *1000 freche Faxe* oder *2000 saustarke Texte für Deinen neuen Anrufbeantworter* »beendet« der Shooting star unter den deutschen Büchermachern, Vito von Eichborn, »im gegenseitigen Einvernehmen« seine »Mitarbeit beim Eichborn Verlag«.

Im Rahmen letzter Amtshandlungen verschickte er Ende September einen »Rundbrief in eigener Sache« und teilte daselbst mit: »Ich werde freischaffend arbeiten, als Betreuer von Autoren und Agent, als Scout und Büchermacher. Für größere Projekte bin ich offen.« Das ist prima. Noch besser aber ist ein weiterer seiner schon sprichwörtlich gewordenen unternehmerischen Schachzüge: »Diese Gelegenheit möchte ich nutzen, um für das Hotel Atlantis zu werben, das so schön ist, daß ich es gepachtet habe. Ich bitte darum, diesen Prospekt aufzuheben und anderen Menschen zu zeigen, da ich Mundpropaganda brauche.«

Machen wir doch! Atlantis findet man in der Dominikanischen Republik (8 Stunden Hin-, 20 Minuten Rückflug) gleich links von Las Terrenas: ein malerisch gelegenes Hotel mit »stilvollem Ambiente«, klimatisch einwandfreien Bedingungen (»die Hitze wird ... nie unerträglich«), kulinarischen Highlights (»vielerlei Tapas bis zur frisch gefangenen Languste«) und ausgereiftem Service (»Liegestühle und Badehandtücher stehen zur freien Verfügung«).

»Durch Zufall« habe Eichborn Atlantis »entdeckt«, verrät die Hochglanz-Beilage. »Selbst werde ich weiterhin in Deutschland Bücher machen und zwischendurch immer mal wieder in Las Terrenas sein – zum Lesen und Entspannen. Auch, um ungestört zu arbeiten. Genau dafür ist ... Atlantis ideal, und ich hoffe, daß es zum Geheimtip u.a. unter Journalisten und Schriftstellern, Kollegen und Buchhändlern wird.«

Klare Sache! Denn Atlantis »wird von einem deutschen Geschäftsführer geleitet«, und Brötchen, Ei und O-Saft haben wir uns durch diese schönen Zeilen schon zusammenverdient. Glückauf, Vito von Eichborn! Und nehmen Sie bitte noch die ein oder andere Bratwurst in Ihren Speiseplan auf, Senf bringen wir mit. (Über die größerprojektigen Atlantis-Bildbände und Las-Terrenas-Lexika freuen wir uns schon jetzt insgeheim ein langustengroßes Loch in den Bauch!)

Jürgen Roth

Handkes Neuding

Warum haßt die bürgerliche Presse den Peter Handke so sehr, seit der aus seiner »Niemandsbucht« herausgekrochen ist? Warum nennt ihn der »Spiegel« (7.10.) »demagogisch, infam, infantil« und »geschmacklos bis auf die dünnen Knochen«, die ihm – so muß man das weiterdenken – gebrochen werden sollten?

Vielleicht, weil er die ideologischen Staatsapparate durch seine harmlosen Reiseerzählungen aus dem ehemaligen Jugoslawien zum Lügen zwingt. Die »Zeit« (27.9.) etwa will in einem Kommentar zu Handke glauben machen, daß die »Mehrheit der Berichterstatter« den »menschenverachtenden Nationalismus aller drei Seiten« des Bürgerkrieges beschrieben hätte, und kann, indem sie solches behauptet, nur auf die Senilität der Stammleser hoffen und auf den »Moloch Aktualität« (Handke), der, nachdem er schon die Geschichte der Nazi-Kollaboration der Kroaten und Muslime verschlungen hat, nun auch die Geschichte des Krieges und seiner Berichterstatter selbst zu verschlingen beginnt. Je mehr die zutage geförderten Fakten (selbst die zu Srebenica) die eigene Propaganda desavouieren, um so dringlicher ist es, einen, der Fragen stellt, als »serbischen Propagandisten« zu präsentieren.

Das war Handke niemals; äußerstenfalls träumte er von Titos altem Jugoslawien. Und vorsichtiger, ja tastender als in seinem dritten Jugoslawientext (*Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1996, 92 Seiten, 24,80 Mark) hat er sich diesem Thema bislang nicht genähert. Diese dritte Reise ist der Literatur gewidmet – den Spuren von Ivo Andric, dessen berühmtem Roman *Die Brücke über die Drina* (1945), aber auch der Überprüfung der eigenen, Literatur gewordenen Worte über das Land. Handke erzählt in einem melodiösen, gelegentlich prätentiösen, aber immer sehr reflektierten Stil. Den archaisierenden Ton, den er in seiner *Winterlichen Reise* anschlug, vermeidet er meistens. Wenn er wieder durchdringt, wirkt das um so lächerlicher: So soll, vor großer Naturkulisse, ein Handy ein »Neuding« und ein Auto ein »Räder- und Reifending« sein. Da fühlt er bäuerlicher als die Bauern. Beeindruckend seine Beschreibung des verwüsteten Srebrenica. Freilich war vorauszusehen, daß ihm solche Schilderungen nicht die Zustimmung derer einbringen, die sie im Frühjahr herrisch von ihm forderten.

Stefan Ripplinger

Freiheits Symbol

Zehn Zentimeter im Durchmesser auf dem Buchdeckel, etwas kleiner auf dem Rücken – so prangt das Hakenkreuz, eingeprägt in schwarzes Leder, auf den zehn Bänden der Gesamtausgabe von Krisjanis Barons. Lettlands Nationalheld, gestorben 1923, hatte darin exakt 217.966 Dainas – vierzeilige Volkslieder – gesammelt. Mit deren Hilfe hatte das singende Volk bekanntlich in den Jahren 1988 bis 91 die Freiheit errungen. Ein Ehrenplatz also für das dekorative Prachtwerk im Rigaer Barons-Museum und ein roter Empfehlungsstern im deutschen Baltikum-Führer dazu. Es ist der einzige Stern, den *Marco Polo* (Hamburg 1993) an ein Rigaer Museum vergeben hat.

Gedruckt wurde der lettische Hakenkreuzblickfang 1932 in Leipzig. Die aufkeimenden Bedenken des Westbesuchers werden 1996 von der freundlichen Museumsdirektorin mit einer wegwerfenden Handbewegung zerstreut: »Jaja, der Zeitgeist. Wir sehen das nicht so eng.«

Also dann gleich zur anderen Seite von Riga, ins neugegründete Museum »Lettland unter der Okkupation«. Auf dem Weg dorthin kommt man an zwei Denkmälern vorbei. Das erste ist das repräsentative Krisjanis-Barons-Monument (ohne Hakenkreuz). Das andere, vor dem Außenministerium, zwei Querstraßen weiter, zeichnet sich durch Abwesenheit aus. Nur eine säuberlich gefegte Verkehrsinsel zeugt noch davon, daß hier einst Lenin der Rigaer Altstadt sowie dem verehrten Daina-Sammler den Rücken kehrte.

Dann, am Strelnieku Laukums Nr. 1, erfahren wir es deutlicher, was es mit der Besatzerherrschaft auf sich hatte. »Sowjet- und Nazi-Okkupation 1940-1964«, lautet der genauere Titel der Ausstellung, was die Standhaftigkeit der deutschen Wehrmacht zwar um einiges übertreibt, aber der Gewichtung der Besatzerherrschaft den angemessenen Ausdruck verleiht. Und warum 1964? Man muß auch mal einen Punkt machen können.

Dietrich Kuhlbrodt

Tomines Kunst

»Hallo, Schatz!« – »Hi, wie war's bei der Arbeit?« – »Anstrengend. Gab aber ziemlich viel Trinkgeld. Ich hab Dir 'n Sandwich mitgebracht.« – »Ah. Was für eins?« Das Pärchen, das sich da unterhält, sieht zwar nicht besonders gestört aus. Aber niemals möchte man tauschen mit Leuten, deren Gespräche auf solche Floskeln eingefroren sind, mit Leuten wie den beiden Enddreißigern, die die Hauptfiguren abgeben in der Titelgeschichte von Adrian Tomines Comicsammlung *Echo Avenue* (Reprodukt, Berlin 1996, 56 Seiten, 19,80 Mark). Und wenige Panels später tun sich gar Abgründe auf, die man nie vermutet hätte.

Tomine neigt, im Gegensatz zu vielen Kollegen aus dem amerikanischen Underground, nicht zur Selbstbespiegelung. Lieber demonstriert er, wie gut er beobachten kann. Darauf weist schon der Titel der Heftreihe hin, der die Geschichten von *Echo Avenue* entnommen sind:»Optic Nerve«. Aus beiläufigen Begegnungen im Café oder auf der Straße entwickelt er subtile Erzählungen, gezeichnet in klarem Schwarz-Weiß.

Gewiß, die Themen, derer sich Tomine annimmt, hat man in Literatur und Film schon so oft, und verhunzt, vorgefunden, daß man ihrer ziemlich überdrüssig ist: Einsamkeit in der Zweisamkeit, depravierte Gefühle, gestörte Kommunikation, entfremdetes Leben. Aber die unaufdringliche Melancholie und Komik seines Stils lassen einen bald alle Vorbehalte vergessen. Er verarbeitet seine Stoffe geschickter und kurzweiliger als jeder andere Künstler in der letzten Zeit, und wieviel er den meisten Literaten und Regisseuren voraushat, zeigt er am besten in »Aufenthalt«.Was andere zu einem zähen Roman verarbeitet hätten, packt Tomine in gerade mal vier Seiten. Die Geschichte erzählt von einem Studenten, der nach tagelagen, hektischen Vorbereitungen auf eine längere Reise seinen Flug verpaßt und unerwartet eine weitere Nacht in der Stadt verbringen muß, von der er sich innerlich schon verabschiedet hat. Unentschlossen streunt er durch die Straßen, und es offenbart sich, daß er an dem Ort, an dem er lebt, niemals zu Hause gewesen ist.

Pessimistisch stimmt an *Echo Avenue* lediglich, daß jemand, der in jungen Jahren schon so weit ist, im reifen Alter meist nur dröges Zeug zustandebringt. Adrian Tomine ist erst 22 Jahre alt.

René Martens

Führers Fibel

Vier Teile umfaßt eine Werbeschrift des Verlegers Norman Rentrop. Sein Angebot an Abteilungsleiter und andere Übel dieser Welt: das 724seitige *Handbuch für den Vorgesetzten*.

Erstens kündigt ein rosa Handzettel »15 bewährte Tips gegen die >Griffel-Fall-Mentalität<« an, »23 Checklisten, um effizient zu führen, straff zu organisieren und wirkungsvollzu kontrollieren«, nebst »al-len bewährten K.o.-Taktiken gegen

Zuspätkommer, Nörgler und Querulanten«. Die Antwortkarte, zweitens, garantiert dem Schinder, sich fürderhin »ins rechte Licht« stellen zu können. Denn »Sie ... haben Mitarbeiter, die wirklich auf Sie hören.«

Immer dreister agieren zunehmend größere Fraktionen von Staat und Kapital, stetig lauter gibt sich das dem Wesen gesellschaftlicher Herrschaft inhärente Arschgeigentum zu erkennen. So wird im Anschreiben, drittens, versprochen, 100prozentige Hilfe gegen jegliche denkbaren »Fallstricke und arbeitsrechtlichen Stolpersteine« zu gewähren, »alle Ihre Fragen zum Thema Führen« zu beantworten und ein »Praxiswerk« vorzulegen, »das Ihnen ... keine Antwort ... schuldig bleibt«.

Ein vierseitiges Faltblatt, schließlich, preist den »Tag- und-Nacht-Berater« als granathageleffektiven Ausschaltungsmaßnahmenvorbereiter in Fällen von »Unpünktlichkeit, Arbeitsverweigerung, Unehrlichkeit«, beim abermaligen »Führen« und in Sachen »fristlose Kündigungen und Kündigungen auf die sanfte Art« sowie dergleichen Sauereien mehr. Die How-to-become-a-Führer-Enzyklopädie weiß als Versammlung »direkt umsetzbarer Praktiker-Tips« auch Rat, wenn der schwartige Boß »gut gelaunt« auf der Arbeit erscheint und bereits alles drunter und drüber geht. »Mühelos« treibt er nun seine Untergebenen »zu Höchstleistungen an«. »Lügner« werden standrechtlich erschossen, »Arbeitsverweigerern und allen schwierigen Mitarbeitern« gibt man mit Elektroschocks Bescheid. Das Resultat: »positives Arbeitsklima« und Mitarbeiter, die »wirklich nur noch für Sie, aber nie mehr gegen Sie arbeiten«. »Das Sonntagsblatt«, die »christliche Wochenzeitung«, meldet ihrerseits unter der Überschrift »Die Lust am Dienen« Anfang Oktober eine just anbrechende neue Epoche der »Servicegesellschaft«: »Gutgelaunte Hausmädchen, die sogar außerhalb der Arbeitszeit zur Stelle sind, wenn man sie braucht.« Zuvor freilich wurden sie »rechtssicher entlassen« – wahrscheinlich von Abteilungsleiter Herbert Petris, der Norman Rentrop begeistert erzählt: »Meine Mitarbeiter schauen schon fast bewundernd zu mir auf, seit ich Ihren rafinierten Trick auf Seite K 217 ausprobiert habe.«

Den möchte man allerdings schon fast zu gerne kennen, den *rafinierten* Trick.

Jürgen Roth

Bayers Epiphanie

In dem leider ziemlich unbekannten Doppelroman *Black Easter / The Day After Judgment* des Science-Fiction-Vielschreibers und-aber-auch begnadeten Joyce-Exegeten James Blish erobern Satans Heerscharen die Erde, hauen die irdischen Armeen sowie die Welt insgesamt zu Brei, errichten alsdann auf den Trümmern ein Paradies wie aus den buntesten Tagträumen H.G. Wells' – doch als ein Trupp fröstelnder Menschen vor den Thron Luzifers tritt, teilt der altböse Feind ihnen mit: »I never wanted to be God at all, / And so, by winning all, All have I lost.«

Nicht viel anders (doch wesentlich schlechter ausgedrückt) geht es dem Kapitalismus nach seinem globalen Triumph. Alles gewonnen zu haben, wird ziemlich schnell langweilig, wenn kein Gegner mehr da ist, den Sieg eifersüchtig zu beäugen; und die Weltherrschaft ist einer archaisch-anarchischen Angelegenheit wie dem Freien Markt so ziemlich zuletzt ein Aphrodisiakum. Was die neuen, unangefochtenen Herren der Erde aber zumal nervt, dürften die Quengeleien ihrer feuilletonistischen und akademischen Handlanger sein. Dauernd das Geschwätz von »individuierter Freiheit«, »situativer Gleichheit« und »perspektiver Brüderlichkeit«!

Zur Rechtfertigung der eignen Allmacht hat die Avantgarde-Industrie des Kapitalismus, die chemische, endlich mobil gemacht und ihr Paradestück prächtig neugesattelt. »Errungen alles, ist mir Alles eitel«, dichtet Blish seinem Satan in den Mund. Der neueste Werbefernsehspot der Bayer AG nennt das so: »Das Universum gibt seine Geheimnisse nur zögernd preis. Um so mehr streben wir nach festen Werten.« Dazu dürfen wir das Universum, elegisch gefilmt wie mindestens in »2001«, betrachten.

»Nie wollt ich sein der einzge Gott«, spricht Luzifer – aber in Bayers Auftrag ist für Defätismus, und Tragik sowieso, kein Platz, und deshalb schwebt jetzt durch die neonbunte Galaxis eine gigantische, ja: *göttliche* Faust herbei, öffnet sich in Zeitlupe und gibt dabei die Tabletten des Heils frei. Sanfter Schnitt auf den Schlußtitel; der Erzähler preßt ein Vibrato in die Stimme, das für mindestens drei Charlton-Heston-Bibelfilme reichen würde, und nun blendet auf, zugleich mit dem allergesalbtesten Timbre des Sprechers, der korrupteste Slogan, den sich die werbetreibende Wirtschaft je ausgedacht hat: »Aspirin. Etwas weniger Schmerz auf dieser Welt.«

Etwas mehr als »etwas weniger« wurde uns Insassen »dieser Welt« wohl versprochen, als der Freie Markt sich siegreich über die etwas unfreieren Märkte wälzte – doch den Hekatomben, die von 89 an dem Lebensziel von Lambsdorff und Reagan weichen mußten, wird jetzt, dank Bayer, ein Trost gespendet, wie seit weiland F.K. Waechters genialer Lösung für den Hunger in der Welt (»Einfach mehr spachteln!«) keiner da war. »Ihr Menschen, schwach im Glauben«, brummt der Luzifer James Blishs, »hört: / Gott ist wahrlich tot; das heißt: für Uns.« In derAzetylsalizylsäurenphantasie ist der HErr dagegen ganz wacker beieinander. Und trägt das Bayerkreuz.

Kay Sokolowsky

Gott hat eine Welt erschaffen, die unvollkommen ist, den Tod zuläßt. Aber genau das ist das Geniale an Gottes Schöpfung

Prof. Eugen Biser, 78, BILD-Theosoph

Der Todesgedanke lähmt nicht, sondern stimuliert den Menschen

Prof. Eugen Biser, 87, BILD-Theophiler

Man sollte der Jugend viel mehr Vertrauen entgegenbringen. Sie dröhnt sich mit Techno zu, lebt im Genußrausch

Prof. Eugen Biser, 8x7, BILD-Theokrat

Hamburger Anthologie*

SPD zur
Kommunalwahl...

Dem Wähler

Soziale Demokraten
im Lüneburger Land
sie sind heut aufgerufen
mit Herz und mit Verstand
Zu kämpfen und zu werben
für Lebensqualität
für soziale Erben
weil es um Zukunft geht.
Natur und Menschen schützen
wo Not, wo's angebracht
der Allgemeinheit nützen
mit unsrer ganzen Kraft.
Wir wollen nun erstreben
mit Weitsicht an der Hand
für die, die nach uns leben
wir sein der Fels – nicht Sand.

Friedhelm Böther
Barförde

Sie finden mich
auf Platz 8 der Liste
der SPD

für den Kreistag des
Landkreises Lüneburg,
Wahlbereich 7
Adendorf-Scharnebeck

Wir sind das Volk
wählt SPD

(»Lünepost«, 11.9.96)

Will der Lektor der »Hamburger Anthologie« sich nützlich vorkommen, stellt er sich gerne vor, wie künftige Generationen dies Gemmenkästlein erbrechen und all das glitzernde Gelump zum Anlaß nehmen für wenigstens ein Proseminar, wenn nicht für eine Promotion! Und hievt ein Gedicht in diese ruchlose Rubrik, das zwar nur bedingt da hineingehört, aber immerhin den Heerscharen nachwachsender Akademiker eine Nuß zu beißen gibt, die so manchem Studenten über den Winter seines Mißvergnügens hinwegzuhelfen vermöchte.

Und darum erscheint mit Friedhelm Böther ein Mann in KONKRET, der schätzungsweise zum letzten Mal von dieser Zeitschrift gehört hat, als Willy Brandt die Koteletten noch lang genug trug, um Wibke Bruhns darin einzuhäkeln. Ein Sozi also alt wie Stein, der freilich über seine eher fossile Konsistenz recht gut informiert ist: »Wir sein der Fels – nicht Sand.« Das hat er der Parteihymne von Dieter Dehm bis zur Grammatik hinab sauber abgelauscht. Die Melodie leiht Böther, der in der »Lünepost« für die Wahl zum Kreistag Stimmen fängt, sich dann aber doch lieber bei jener anderen Hymne, die abzusingen noch keinen Funktionär der SPD mehr als ein Arschrunzeln gekostet hat. »Wir wollen nun erstreben / mit Weitsicht an der Hand«: die ca. sechsundneunzigtausendste Variante des Deutschlandlieds. »Wir sein«, pardon: wir »sind das Volk«, kräht Herr Böther mit einer Inbrunst, daß die Heide weint – und »wo Not, wo's angebracht«, da reimt sich auch ohne Not »Kraft«.

Ja, Kraft!, die zeigt man gern, zumal im »Lüneburger Land«, wo »es um Zukunft geht«. Zwar ging es da, rund um Barförde, seit ca. Ötzis Zeiten nie um viel mehr als die Kupierung des Schäferwolfs und den Blitzschlag in Nachbars Senkgrube. Aber die »sozialen Demokraten« zwischen Adendorf und Scharnebeck ließen sich »aufrufen« und ordneten Böther ab in die Kammer, die, scheint's, einzig dafür geschaffen ward, daß er die Muße findet, auch weiterhin Verse wie diese zu schnitzen: »Natur und Menschen schützen / ... / der Allgemeinheit nützen«. Mehr kann wirklich niemand von seinem MdK verlangen. Und »die, die nach uns leben«, die nachwachsenden Philo- und Ethnologen, werden ihm (und seinem Lektor) schon zu danken wissen, und zwar wenigstens auf Platz 8 ihrer Liste, daß er (und er) ihnen so was hinterließ.

* unverlangt eingesandter Gedichte

Konkret 11/96, S. 51

Max Annas

Deutschlandbilder, perforiert

Man muß sich das einmal vorstellen: Der erfolgreichste Film des Jahres und einer der erfolgreichsten Filme aller Zeiten ist von einem deutschen Regisseur gemacht worden. Super! Roland Emmerichs »Independence Day« bricht Kassenrekorde ohne Ende, und die erste Aufgabe des deutschen Feuilletons ist die Feststellung der Nationalität des verantwortlichen Regisseurs. Auch wir können also ohne falsche Scham festhalten: Roland Emmerich ist ein Deutscher.

Abel Tiffauges erlebt es als ein »Phänomen, wie diese Deutschen es mit Fahnen und Inszenierungen schaffen, die Jugend zu begeistern, für ihre Zwecke einzusetzen. ... Ich fand, das ist aufregend, heute zu zeigen, wie unglaublich verführerisch so ein totalitäres System sein kann, weil es jedem eine einfache Lösung anbietet – wie jede Art von Fundamentalismus.« Volker Schlöndorff redet über seinen Film »Der Unhold« und dessen Protagonisten. Auch Schlöndorff ist ein Deutscher.

Der ganz neue deutsche Film – das sind nun nicht Emmerich und Schlöndorff – präsentiert sich als Komödienlandschaft. Seit Garniers Blueprint »Abgeschminkt« werden Beziehungen zwischen den Geschlechtern ausgestellt, und die Figuren in den zu sinnloser Heiterkeit neigenden Filmen sind zwar mit den Dingen, jedoch nicht mit ihrer Liebe im Reinen.

Eine auf diesen Wahrnehmungen aufgebaute, sagen wir, nationale Filmbetrachtung führt 1996 in der Tat erstaunlich tief in den Blutkreislauf dieses Landes. Quer durch die Generationen erscheinen uns nämlich auch heute als die wesentlichen Motivationen deutschen Handelns jene, die schon das Jahrhundert bestimmt haben: Verharmlosung, Idealisierung, Vernichtung.

Nehmen wir stellvertretend »Echte Kerle«: Ein harter Bulle, der von seiner Gattin rausgeworfen wird, verliebt sich in eine Kollegin, die er fälschlicherweise für eine Lesbe hält. Er kommt bei einem echten Schwulen unter, der zufällig von der Hehlerei lebt. Stoff für unzählige urkomische Mißverständnisse. Am Ende des Films kriegt er die Frau, die – puh – doch keine Lesbe ist, und sein Buddy-Bulle geht urplötzlich mit dem süßen Schwulen. Ach, du bist schwul? – Ja. – Na, achso, äh, dann□s ja alles in Ord-nung.

Der regressive Charakter des Films zeigt sich wesentlich darin, daß das ge-samte Personal am Ende mit Gewalt unterdie Haube muß. Das »neue deutsche Filmwunder«, so vom »Spiegel« genannt, be-wegt seine Figuren wie das Boulevardtheater oder die Komödien der 50er und 60er Jahre. So affirmativ wie der Humor jener Zeit ist diese Kunst allemal und darüber hinaus so sehr auf die Vermeidung jeglicher Bezüge zur Wirklichkeit bedacht wie das Kino der Nazis.

Immerhin gibt es jetzt Schwule im deutschen Kino – arme Gesellen allesamt freilich, die ohne unser Mitleid nicht überleben könnten. Der Regisseur Sönke Wortmann, nicht erst seit »Der bewegte Mann« Protagonist der heiteren Welle, erzählt von Filmen, die er selber sehen wolle, wenn er zu seiner eigenen Arbeit etwas sagen soll. Das ist das populärste Stereotyp auf die Frage nach der Diskrepanz zwischen den Reaktionen von Kritik und Publikum.

»Ich mache meinen Film so, wie ich ihn gerne sehen würde«, sagt auch Roland Emmerich. So sollte er denn auch verstanden werden. »Independence Day« ist nicht mehr als die Hülle eines Science-Fiction-Movies. Dessen wesentlicher Teil, seine »Seele«, fehlt. Die Poesie der klassischen Science Fiction liegt ja in ihrem Bestreben, im vermeintlich räumlich wie zeitlich weit Entfernten sich selbst wiederzuentdecken. Ein romantisches Genre für hoffnungslos Selbstverliebte.

Emmerich bricht damit. Natürlich ist »Independence Day« nicht der erste Film, der Außerirdische als Monstren darstellt und die dramaturgische Notwendigkeit herbeizaubert, ihnen den Garaus zu machen. Doch die totalitäre Wucht, mit der Emmerich dieses Ziel verfolgt, ist neu. Klebrige Aliens in geilen Raumschiffen waren noch nie so gefährlich und skrupellos wie bei ihm – was ausgerechnet durch die Zerstörung des White House symbolisiert werden soll. Und das wichtigste an dieser plumpen Symbolik: Die Aliens setzen alles auf eine Karte, sie liefern sich diesem Kampf völlig aus, sie spielen Alles oder Nichts. Sie wollen nicht den Kopf des Präsidenten und nicht die Stadt, sie wollen die gesamte Menschenwelt, uns alle.

So wie »Independence Day« aufgebaut ist, kann Emmerich sein Heil und das seiner Figuren nur noch in der komplet-ten Vernichtung des überlegenen und gemeinen Feindes suchen. Wahnideen dieser Art haben nun aber weniger ihre Vorbilderim deutschen Kino als vielmehr in der deutschen Politik. Hier ist Emmerich angenehm altmodisch, weil er seine Wurzeln offenlegt. Kein Widerspruch: Er ist ein guter Deutscher.

Mit Volker Schlöndorff verhält es sich natürlich anders. Im Gegensatz zum deutschen Filmwunder, das hemmungslos naiv daherkommt mit dieser Penetranz des jugendlichen Mittdreißigertums, auch im Gegensatz zu Emmerichs provinzieller Obszönität reden wir bei Schlöndorff über die Entwicklung eines Intellektuellen, der – darin kein Einzelfall – um Verklärung bemüht ist.

Seine explizite Begeisterung für Fahnen und NS-Inszenierungen ist, mitsamt seiner Begeisterung darüber, das »heute zu zeigen«, nicht mal was Besonderes. Jedes Jahr im August versuchen Nazis, in Wunsiedel oder anderswo Rudolf Hess zu feiern – Fahnen zeigen sie bei dieser Gelegenheit zuhauf, wenn die Antifa sie läßt.

Es ist auch am Ende dieses Jahrhunderts immer noch aufregender und wichtiger, sich den Zerstörungen zu stellen, die im Zuge der Begeisterung für Mummmenschanz, Antisemitismus und Geldgier angerichtet wurden, statt die wohlfeile Erklärung zu bieten, die Deutschen hätten sich an Fähnchen, Gleichschritt und Wagner berauscht und seien dann eben – der Rausch mildert die Umstände – ausgeklinkt, was dann irgendwie einige Millionen Menschen unter die Erde brachte.

Schlöndorff hat wohl früh schon geschwant, daß »Der Unhold« allenfalls als Zeichen der offensiven Gleichgültigkeit der Deutschen ihrer Geschichte gegenüber aufgenommen werden würde. Der Schnitt des Films dauerte Monate, und als die Zeit gekommen war, ihn der Presse vorzuführen, reichte das Presseheft, das die Kritiker davon überzeugen soll, daß sie gerade den wichtigsten und/oder schönsten Film des Jahres gesehen haben, nicht mehr aus.

In einem Beiblatt, »Einige persönliche Bemerkungen« betitelt, hat Schlöndorff seinen Film erklärt. Der Rekurs des Regisseurs auf seine Kindheit – Schlöndorff war gegen Ende des Krieges sechs Jahre alt – kulminiert in dem Satz: »Allmählich dämmerte uns, daß wir Kleinen eine große Zeit verpaßt hatten.« Diese sehnsuchtgesättigten Worte formulieren den Willen zum einverstandenen Verständnis des Nationalsozialismus so gut wie »Der Unhold« selbst.

Ein Bericht über den Film und die Reaktionen darauf, hergestellt für den TV-Sender 3Sat, bot Schlöndorff noch einmal Gelegenheit, sich zu erklären. Er sprach vom Nationalsozialismus als einem »geschlossenen System«, in dem »alles aufzugehen schien«. Und beharrte damit auf seiner Überzeugung, die Deutschen seien verführt worden. Aber er wußte noch mehr: »Ein geschlossenes System hält nicht stand.« Hat aber wohl mal ausprobiert werden müssen – wie sonst könnten wir□s heute wissen? Das Jahrhundert des Holocaust geht zu Ende, und der deutsche Film schaut mutig ins dritte Jahrtausend.

Konkret 11/96, S. 52

Hermann Kant

Die Welt als Schrulle und Verstellung

»Vierzig Jahre«: Der Schriftsteller Günter de Bruyn hat seine Erinnerungen an die DDR und sein Wirken in ihr veröffentlicht. Herausgekommen ist das Selbstporträt eines Heuchlers

Dies ist ein Ernstfall, keine Übung; nicht Literaturkritik, sondern Kritik an einem Literaten. Günter de Bruyns Erinnerungen, die *Vierzig Jahre* heißen, fordern Polemik heraus.

Gegen Ende des Lebensberichts schreibt de Bruyn, er habe »am Morgen nach der Öffnung der Mauer, also am 10. November, die Freiheit auf meine Art feiernd, nicht den überfüllten Kurfürstendamm, sondern die Stätten der Kindheit« aufgesucht. – Auch im ersten postmuralen Augenblick ein massenscheuer Weltfremdling, dessen Glück im Winkel wohnt und der in Kreuzberg bedenkt, wie sehr er nie zu Kreuze kroch. Über seiner Rührung kein Wort, daß er seit Jahrzehnten bei Westberlin-Besuchen einen Abstecher ins heimatliche Britz hätte machen können.

So ist das Buch, denkt man und korrigiert sich: Wäre es an dieser Stelle, wie es an vielen anderen ist, stünde hier: Ich hätte schon vorher fahren wollen, nur fuhr ich nie allein. Oder wenn allein, dann überwacht. Was andere für Reisen hielten, war in Wahrheit Transport. Ich trug schwer an meinen unsichtbaren Fesseln, habe aber, wo es irgend ging und meine stets gefährdete Sicherheit infolge der Dummheit der Kommunisten einmal nicht gefährdet war, durchblicken lassen, daß es diese Fesseln gab. Wenn ich jedes Visum bekam, das ich beantragte, beweist es nur, wie sehr die Machthaber mich zu bestechen suchten und zugleich hofften, ich werde die Reisegenehmigung mißbrauchen und nach Britz fahren. Ich habe ihnen aber ein Schnippchen geschlagen und das eine nicht gelassen und das andere nicht getan.

»Auf die Idee«, schreibt de Bruyn, »mich mit Orden oder Titeln zu ehren, kam glücklicherweise niemand, und nur die Akademie der Künste, in der es Leute gab, die mir wohlwollten, verlieh mir zwei Preise und nahm mich als Mitglied auf.« – Das »nur« des Jahres und wieder Glück: Ideenlose Ordenverteiler und ein paar nette Leute, denen er zwei ansehnliche Literaturpreise sowie, höchste Künstlerehrung, die Zugehörigkeit zur Akademie verdankte. Was nur ging, wenn das Wohlwollen bei mindestens 50 Prozent der Mitglieder und dem entscheidenden Teil der Regierenden war. Auch so ist das Buch.

»Ich hätte als Dreiundzwanzigjähriger Schriftsteller werden wollen, wäre mein Selbstwertgefühl besser entwickelt gewesen. Da es aber noch einiger Schreibübungsjahre und vieler Begegnungen mit schlechter Literatur und schreibenden Dummköpfen bedurfte, um in mir die Erkenntnis eigner Werte reifen zu lassen, wurde mein Lebensziel niedriger angesetzt.« – Wie dieses hochfahrend unlogische und anstrengend komische Satzpaar kommen die *Vierzig Jahre* des öfteren daher.

Der »katholische Stallgeruch, der bei Böll nicht nur in den erzählten Geschehnissen da war, sondern auch seine Sprache durchwehte, war ähnlich und damit auch heimatlich und vertraut«, sagt de Bruyn über den katholischen Stallgeruch, der, wie er sagen möchte, auch seine Sprache durchwehte. Und läßt die Frage aufkommen, ob die eben erwähnte Begegnung mit miserabler Literatur neben der Erkenntnis des eignen Wertes Stilblütenträume reifen läßt. Oder ob selbst das Studium bester Literatur nicht vorm höllischen Lapsus – linguae? – feien muß: »... die Gassen des Scheunenviertels waren zwar nicht mehr von Juden, über die keiner reden mochte, aber doch, wie in Döblins Zeiten, von Huren belebt.«

Vor jedes schlechte Zeugnis für Sprache oder Denken mancher Teile des de-Bruyn-Berichts gehört der Einspruch gegen sein falsch Zeugnis. Zwar bezeichnet sich der Verfasser, der, wo es ihm sachdienlich scheint, mit seinen Unzulänglichkeiten aufwartet, nicht als deformiert, wohl aber zeigt er sich so. Mit einiger Nachsicht könnte man, was seine Rede durchgehend steuert, habituelle Unaufrichtigkeit nennen.

»Da ich beim Aussprechen des Gebotenen das Gewollte nie vergessen konnte, also die nicht lautwerdende Wahrheit immer im Kopfe hatte, wirkte ich unsicher und fand nicht den richtigen Ton«, heißt ein Satz, den man aus seinem speziellen Zusammenhang reißen darf, weil er einen allgemeinen erhellt. Dieser G.d.B. hat die gespaltene Zunge nicht ererbt, sondern erworben. Bei Schwierigkeiten mit der nicht lautwerdenden Wahrheit. Welchletzteres ein anderes Wort für lautgewordene Lüge sein dürfte. Ein Mann zwischen übermächtig Gebotenem und ohnmächtig Gewolltem. Ein ganzer, ein ganz und gar zerrissener Mann.

Einer, der zwar die nicht lautwerdende Wahrheit stets im Kopfe hat, aber die lautere nicht immer in demselben. Mit methodischer Treuherzigkeit tritt er möglichen oder vorsichtshalber für möglich gehaltenen Einwänden entgegen: »Ob ich es war, der in Westberlin Flugblätter verteilen sollte, diese aber im nächsten Gully versenkte, ist mir zu unsicher, um es als Tatsache auszugeben. Es könnte auch sein, ein anderer hat mir diese Geschichte erzählt.« Nach einer Konfrontation mit Kampfgruppen weiß er nicht, »ob sie tatsächlich die Bajonette gefällt hatten oder aber Maschinenpistolen im Anschlag hielten« – wodurch sich an seiner Bedrohtheit, auf die es ankommt, nichts ändert und die Tür für den Zweifel, ob überhaupt jemand die Waffe gegen den wackren Dichtersmann zückte, ein Spältchen offen bleibt.

Man hat es mit einem Meister profitabler Selbstbezichtigung zu tun. Beim 17. Juni vermißt er einen »Redner zum Artikulieren und Zentrieren der Volkswut«, weiß jedoch: »Ich ... konnte zwar diesen Mangel empfinden, nicht aber den Wunsch in mir aufkeimen lassen, ihn selbst zu beheben; zu deutlich war ich mir meiner Unfähigkeit bewußt, öffentlich zu reden und alle Bedenken beiseite zu schieben.« – Anstrengende Vorstellung: Dieser rare Mensch, der sogar weiß, welchen Wunsch er nicht in sich aufkeimen lassen konnte, wäre irgendwann in der Lage gewesen, sich ans alle Bedenken beiseite schiebende Zentrieren der Volkswut zu machen! – Zum Glück für sämtliche Beteiligten gehört er zu jenen, denen Vorsicht das bessere Teil der Tapferkeit ist.

Kein Unhold, ein Unheld vielmehr, der sich couragiert allenfalls zeigt, wenn es um das Zentrieren von Sachverhalten geht. EinVermögen, über das freilich verfügen sollte, wer ständig zwischen Gewolltem und Gebotenem sortieren muß. Oder erklären zu müssen glaubt, in welchem Verhältnis sein Sagen und Schweigen zueinander standen: »Auf Verlangen von oben in der Öffentlichkeit Erwünschtes zu sagen, habe ich immer vermieden; aber oft habe ich auch geschwiegen, wenn Unerwünschtes hätte gesagt werden müssen.« – Ungelenker und zugleich redlicher kann keiner klingen und selbstkritischer auch kaum. Zumal, wenn man veranschlagt, daß seine Wortmeldungen unterblieben, weil er ein »langsam Reagierender«, »Langsamschreiber« und »Spätentwickler« war, dem zu allen vorhandenen Handicaps die »Stentorstimme« fehlte, das Unerwünschte hinauszuschreien.

Überdies scheint es mit dem Kurzzeitgedächtnis dieses Litlazarus zu hapern, denn just jenes Buch, dessen Verfasser beteuert, er habe immer vermieden, »auf Verlangen von oben in der Öffentlichkeit Erwünschtes zu sagen«, belegt an mehreren Stellen das Gegenteil. So erfährt man über ein Referat, das er westdeutschen Kollegen in seiner Bibliothekars-Zeit hielt, er habe es »der Leitung vorlegen müssen, die es in ihrem Sinne ergänzt und berichtigt hatte, so daß alles, was ich in Mölln dann vortrug, der verordneten Linie entsprach.« – Der Widerspruch zwischen de B. und de B. löst sich auf, sobald man berücksichtigt, daß der Autor als ebenso unterdrückt wie ununterdrückbar gelten möchte.

Ansonsten hatte der Ausleihredner, der loben mußte, woran er litt, mit den schelmenvertrauten Möllnern ein weiteres Mal Glück: »... indem man so tat, als seien in meinem Vortrag die Zwangsfloskeln gar nicht vorhanden gewesen, ersparte man mir, dazu Stellung zu nehmen. Ich spürte deutlich, was mir anschließend auch mehrfach bestätigt wurde: Man hatte meine unglückliche Lage erkannt.«

Die Passage enthält mehr, als geschrieben steht. Dem Vortragenden gelang es in Eulenspiegel-Stadt, seine Zuhörer zu Komplizen zu machen. Ihm etwas zu ersparen, taten sie, als hätten sie nicht gehört. Aber so, daß er es spürte. Auf wiederholte Nachfrage, die »mehrfach bestätigt« wurde, ließen sie ihn von ihrem Wissen um die Zwangsformeln wissen. Womöglich bewunderten sie ihn, wie er unglücklich, doch aufrecht die ostzonale Galeere ruderte und im Vortrag über Freihandbibliotheken zwar »auf Verlangen von oben in der Öffentlichkeit Erwünschtes« aufsagte, aber bei der Silbe »frei« unmißverständlich hohnvoll mit den Ketten rasselte.

Heikler wurde die Zwangsfloskellage, wenn der Lebensberichterstatter mit verordneter Zunge vor Zuhörern sprechen mußte, die ihn, aber nicht seine unglückliche Lage kannten. So 1964 in Westberlin bei einer Veranstaltung, zu der auch Verwandte und Bekannte erschienen waren, »Zeugen aus allen Lebensstadien also, die ich, bei aller Dankbarkeit für ihr Interesse, zum Teufel wünschte, weil sie mir die schwierige Rolle, die ich zu spielen hatte, durch ihre Anwesenheit noch schwieriger machten.« – Hier erklärt sich, warum in auffallend vielen Rezensionen de Bruyns Ehrlichkeit gerühmt wurde. In aller Ehrlichkeit teilt er mit, wie sehr er es vorgezogen hätte, seine Aussagen nicht nur gegen eigenes, sondern auch anderer besseresWissen zu machen und ausschließlich fremde Hucken vollzulügen.

Aber nun saßen, anstatt abzuwarten, bis er nach der Maueröffnung feierlich im Britzer Kietz vorbeischaute, Britzer Kindheitskumpel und Britzer Mischpoche da und »warteten darauf, mich so, wie sie mich kannten oder gekannt hatten, zu erleben, und mußten enttäuscht werden. War ich mir selbst doch fremd.«

Und das, obwohl er seit 1949 Zeit hatte, sich an sich und seinen Zungenspagat zu gewöhnen. Eine linguakrobatische Übung, die – danach zu fragen, sollte erlaubt sein – durch welche Gefahr für Leib und Leben, welch existentielle Not, welch blutiges Entweder-Oder unausweichlich geworden war? Seine Antwort brächte de Bruyn, wäre er statt aus Kreuzberg aus Kurdistan zugewandert, in eine Kategorie, die ähnlich dem Wirtschaftsflüchtling nicht einmal Bundesasyl genösse und Bildungsflüchtling heißen könnte: »Da man im Westteil Berlins, wo der Andrang groß war, ein richtiges Abitur verlangte, versuchte ich es an der neu etablierten Bibliotheksschule im sowjetischen Sektor.«

Dort machte er mit einem Examens-Aufsatz, dem es nicht an verordneten Formeln mangelte, wett, was ihm zum richtigen Abitur fehlte: »Von den zwei zur Auswahl stehenden Themen (das andere hatte mit Goethe zu tun, H.K.) wählte ich ...: Die erzieherische Bedeutung der Sowjetliteratur beim Aufbau des Kommunismus in der Sowjetunion.« Seine Prüfer erkannten weniger die Zwangslage des Prüflings als das von ihnen und oben Gewünschte und gaben ihm die Note »sehr gut«. Womit eine von hunderttausend Schummelgeschichten erzählt wäre, erinnerte sie ihren Protagonisten nicht »an Triumphgefühle, weil ich mich den Mächtigen nicht ausgeliefert, sondern sie mit ihren eigenen Waffen geschlagen hatte«.

Ehe der Bruyn-und-Brussig-Leser »Helden wie Ihr!« stöhnt: Weder Bibliothekar noch Buchautor de B. konnte lange triumphieren. Kaum war eine schwierige Rolle gespielt, drohte die nächste: Als eine Änderung im Bibliothekswesen der obrigkeitsgenehmen Begründung bedurfte, schlug der spätere Romancier, dessen Lebensziel da noch niedrig angesetzt war, wieder einmal seine Oberen mit ihren eigenen Waffen, allerdings: »Allerdings kann ich mich auch an ein Unbehagen erinnern, als ich auf der Titelblattrückseite der Broschüre kleingedruckt meinen Namen entdeckte.«

Ob das Unbehagen aufkam, weil der Name zu klein gedruckt war oder zu groß für einen, der gern als jemand gelten möchte, dem stets zu vermeiden gelang, »auf Verlangen von oben in der Öffentlichkeit Erwünschtes zu sagen« oder zu schreiben, läßt er nicht wissen. Dafür aber, daß man ihm nicht nur Unbehagen, sondern manchen Kummer bereitete: »Zu meinem Kummer hat der Verband mich auch der Teilnahme an seinen Kongressen für würdig gehalten.« – Falls es des Schmerzensmannes Kummer milderte: Der Verband hat sich einfach geirrt. Er hielt sein Mitglied für einen ordentlichen Autor, anständigen Kollegen und loyalen Mitbürger. Kurz: Zu einer Zeit, da sein Lebensziel schon höher gesteckt war, gelang de Bruyn weiterhin, was ihm bereits in der Tiefebene des Bibliothekswesens erfolgreich von Hand und langsamem Munde ging: Er wußte seine unbeholfenen Worte als Waffen zu führen, mit denen sich über Feinde wie Freunde triumphieren ließ.

Verwunderlich, warum dieser Guerrilliterat sein Mandat für Kongresse nicht ähnlich begründete wie seine Teilnahme an den Lesungen des östlichen Schriftstellerverbandes im mauerumstandenen Westberlin. 1964 war das, die Grenze roch nach frischem Mörtel und stank von verfallendem Blut, aber ein Berufsverband hatte es geschafft, etlichen seiner Mitglieder einen wichtigen Platz für die Ausübung ihres Berufs zu öffnen. Wieso ersparte er dem Schriftsteller nicht den Kummer, sondern preßte diesen entsetzlich widersetzlichen Mann, diesmal per S-Bahn, hinüber zur Technischen Universität entlang der Straße des 17. Juni? De Bruyn weiß, warum der SV das tat: »Er schickte also seine parteitreuen Autoren, darüber hinaus aber auch Leute, die eine Qualität demonstrieren sollten, die in Parteitagsreden ›Unterschiedlichkeit der Handschriften‹ und ›Weite und Vielfalt‹ hieß.«

Wieder die merkwürdige Tolpatschigkeit bei der Suche nach dem passenden Ausdruck. Denn wie wollte der ungeschickte Verbandsgeschickte dem Vorhalt begegnen, er sei im Jahre 3 der Mauer zugunsten der mauernden Partei ein politischer Demonstrant in Westberlin gewesen? Ein erfolgreicher gar, denn der Autor von *Buridans Esel* sprang ein, als das Publikum nur die Wahl zwischen einem totalradikalen Hacks und einem total besoffenen Bieler hatte. – Da muß es schon eine de-Bruyn-Eselei heißen, wenn er zweiunddreißig Jahre nach seinem vernünftigen Beitrag zu einer nicht durchweg vernünftigen Diskussion grämlich und ein wenig schrullig rätselt, wieso er dort, wo Verband und Partei das Reden bzw. Sagen hatten, lange für einen verläßlichen Menschen galt.

Sein Buch ist ein Versuch, dieser Bewertung im Nachhinein zu entkommen, da sie sich ihm, weil von den falschen Leuten vorgenommen, längst zur Bezichtigung wendete. Getäuscht will er haben, wo er nur tauschte – guten Willen gegen guten Willen. Gelitten, wo er – sagen wir: leidend – genoß. Bewacht worden will er sein, wenn er in Gesellschaft war. So er aber, wie von der Frankfurter Buchmesse, die »Rückfahrt ... allein machen konnte«, ging das, weil seine »Begleiter im Westen noch andere Aufgaben hatten«.

Wenn es wie hier auf schreiende Andeutungen ankommt, gehen dem Bundesverdienstkreuzträger die zweckdienlichen Hinweise flott und geradezu tartüffissimo vom sonst so gehemmten Munde. Und dessen Zähne beißen die eine oder andere Hand, aus der vor der Einheit die eine oder andere Streicheleinheit kam. Nach der Methode »Fängt mit Z an und hört mit eppelin auf«, hütet sich de B., allzu deutlich zu werden. Er, der sich zu den Botschaftsflüchtlingen zählen ließe, wäre er nicht am Ende der Bankette stets nach Hause gegangen, wartet mit Wer-war-es-Rätseln wie diesem auf: »Hier war die Nische, mit der zwei Jahrzehnte später ein prominenter Zugereister, ein DDR-Kenner und -Liebhaber das Leben in diesem Staat zu charakterisieren meinte, dabei aber die Bedrohung, die bis in die freundliche Abgeschiedenheit reichte, zu erwähnen vergaß.«

Ginge es um unterlassenes Erwähnen, müßte dieser Repräsentant einer wächterumstellten Innerlichkeit keine Vorladung scheuen, wußte er doch bei seinem 40-Jahre-Rückblick in die Bruynsche Röhre jedes Zuwenig durch ein Zuviel auszugleichen: Den Verbandsvorsitzenden K. bezichtigt er des Versuchs, »sich mit einer gegen Harich gerichteten Rede als Liberaler zu geben«. Gemeint sein können allenfalls 8 von 1194 Zeilen der besagten Rede, also 0,67 Prozent. Die restlichen 99,33 Prozent steuerte Günter de Bruyn – ganz DDR-Wahlbürger, der er nun einmal war – als überlaute Unwahrheit bei.

Sein Können ist bestechend, jede Selbstanklage so vorzutragen, daß man ihn vor ihr in Schutz nehmen möchte. Dabei handelt es sich um den Bericht eines Mannes, der sich ständig hinter längst abgefahrene Züge warf, und zwar gedanklich beim Blättern im Fahrplan. Niemand ist verpflichtet, mutig zu sein, aber hier schreibt ein Reitersmann, der vor lauter Angst, er könne an einen gefrorenen Bodensee geraten, gar nicht erst aufs Pferd kam. Ein wenig verstimmt es, daß er sich zu allem auch als Späteinkehrer bei der Grundtorheit des Jahrhunderts erweist, so daß sich die böse Couleurbezeichnung schwarzbruyn nur mühsam abwimmeln läßt.

Der Verfasser von *Vierzig Jahre* steht insofern in der Nachfolge Molières, als er dessem Porträt eines Heuchlers das Selbstporträt eines solchen folgen ließ. Aber schon die Vermutung, dies rücke ihn in die Nähe des Franzosen, muß unfair heißen. Was keiner kann, kann er schon gar nicht. Auch ist es nicht gleich goethesk zu nennen, wenn einer mit dem Besen nicht klarkommt.

Günter de Bruyn: *Vierzig Jahre.* S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 1996, 272 Seiten, 39,80 Mark

Hermann Kant schrieb in Literatur KONKRET über Uwe Timm und Birgit Vanderbeke

Konkret 11/96, S. 55

Kay Sokolowsky

Dabeisein ist alles

Eine Mini-Serie über das Fernsehen als Halbbildungsanstalt und Apparat zur Vernichtung von Integrität. Erste Folge: Von Werner Höfer zu Roger Willemsen

Das Fernsehen ist gerade so dumm wie seine Zuschauer? Kein Zweifel. Ja, kaum die *Lust* zu zweifeln, so banal und tautologisch, wie der Satz nicht nur klingt. Errichtet als die scheinbar aufgeklärte Abwehr jener bildungsbourgeoisen oder pur reaktionären Kritik, die dem Medium seit seiner Einführung vorgeworfen hat, das Publikum zu verblöden, bedienen sich der schlichten These aber am liebsten die, die ausgezogen sind, »intelligente Formate« herzustellen und schnell am nackten Desinteresse der Kundschaft scheitern.

In jenen prähistorischen Tagen vor der Postmoderne, als es noch nicht ganz genügte, sich jeden »Guten Abend« korrekt an den eigenen Namen zu erinnern, um zur berühmtesten Journalistin und Barbara Eligmann der Republik aufzusteigen – in den Zeiten, da Helmut Thoma ein namenloser Diener des ORF und nicht der Herrscher über die geschmacklosesten, populärsten Programme Deutschlands war – in jener gar nicht so lange vergangenen Epoche der dreieinhalb Kanäle war den Machern des Mediums durchaus eine Art schlechten Gewissens wegen ihrer Tätigkeit anzumerken. Schrieben sie, wie Herbert Reinecker, Drehbücher für Kriminalserien, behaupteten sie gleich, dies sei die moderne Variante der klassischen Tragödie. Stellten sie sich, wie Alfred Biolek, als Conférenciers vor die Kamera, wurden sie nicht müde, darauf hinzuweisen, daß es ja »nur Unterhaltung« sei, was sie da trieben, und aber dieses Geschäft das denkbar schwerste. Selbst zur »Sportschau« ließ man nur welche als Moderatoren zu, die wenigstens in Jura examiniert waren: Heribert Faßbender renommiert damit bis heute.

In den Gründerjahren des deutschen Fernsehens wurden die Intendanten nicht müde, die »pädagogische Mission« zu beschwören, an die sie tatsächlich glaubten. Die wütende Polemik alter Nazis und Pfaffen gegen den »Schund«, den das »Stahlnetz« in die Familien trage, tat den Anstaltsdirektoren wirklich weh. Doch nicht einmal mit Fritz Kortner als Fernsehregisseur konnten sie es ihren Feinden recht machen. Als die CDU sich 1962 mit dem ZDF einen eigenen Sender installiert hatte, rumpelte es bei den üblichen Bedenkenträgern immer noch so laut, daß Kurt Holzamer, der Patriarch des neuen Programms, regelmäßig zum Jahreswechsel vor seine Zuschauer treten mußte, um sich für Lou van Burg zu entschuldigen und die grassierende Gottlosigkeit zu beklagen. Freilich – die werbetreibende Wirtschaft drängte auf »Vorabendserien« und die leichte Muse; und so übernahm, während Gerhard Löwenthal den Parteiauftrag ausführte, »Percy Stuart« die Aufträge von Persil.

Inzwischen bastelte die DDR ihr eigenes Fernsehen und bewies dabei gültig, daß das Medium völlig unerträglich, nämlich langweilig wird, wenn es auf seine Schweinereien verzichtet. Betulich in den Nachrichten, respektvoll gegen das Private, auf Welttanzteeniveau in den Shows, wirkte das DDR-TV bis zuletzt wie eine Mischung aus Schrebergarten und Bezirksausschußsitzung. Was immer an reaktionärem Ekel vor dem »Fernsehfunk« aufmaulte, wurde schnell beruhigt, indem man wenigstens einmal die Woche einen NS-UfA-Streifen ausstrahlte.

Die Ressentiments gegen das Fernsehen rührten vor allem aus der Existenzangst des Bildungsbürgertums. So suspekt es unter Hitler geworden war, so nichtswürdig sein Beharren auf den »sittlichen Werten« und der »hohen Kultur« nach Auschwitz erschien, so zäh erwies es sich auch, als das Fernsehen daranging, mit den Resten der erledigten Klasse aufzuräumen. Indes die Scheidungsrate munter stieg, die Leute scharenweis die Kirchen verließen, Großes Latinum und Goethestudium nur mehr den direkten Weg in die Akademikerarbeitslosigkeit wiesen – wurden ein Showmaster, der sich eine Affäre, und eine Ansagerin, die sich ein transparentes Nachthemd geleistet hatte, unverzüglich aus dem Programm entfernt. Das Fernsehen war so brav wie kaum noch einer seiner Zuschauer und wollte endlich die Sau rauslassen, die es im Grunde ist; aber die Vertreter der versinkenden Bildungsbourgeoisie, Figuren wie Holzamer und Werner Höfer, wollten und wollten ihre Sessel nicht räumen.

Und als sie es endlich taten – weniger weil sie Nazis gewesen waren, sondern weil die Bahn für RTL und Sat.1 geräumt werden mußte – , hat das Medium, das ansonsten nur über gefälschte Gefühle verfügt, aber in äußerster Potenz über ein echtes: die Ranküne, sich aufs Finsterste gerächt. Das »gute Buch« wird seither vom »Literarischen Quartett« promotet; Forschung und Lehre finden in der »Knoffhoff-Show« statt; und Große Oper präsentiert Justus Frantz mit »Vorsicht, Klassik!«. Früher hieß dergleichen immerhin »Anneliese Rothenberger gibt sich die Ehre«.

Niemand wird dümmer durchs Fernsehen? Vielleicht. Schlauer ist bis heute aber schon gar keiner geworden, der in die Röhre schaut. Denn was immer an Wissen und Hochkultur durch den Kasten vermittelt werden soll, nimmt sich in ihm sofort aus wie die Travestie aller Erkenntnis, wie eine »Explosion von Barbarei« (Adorno), kurz: wie die »Hobbythek«. Wer nach über vier Jahrzehnten deutschen Fernsehens unverzagt behauptet, es sei verbesserlich und der tosende Schwachsinn, den es verbreitet, nicht sein Wesen, sondern bloße Reaktion auf die atavistischen Vorlieben des Publikums – der sitzt bereits in der Falle und ist entweder als vormaliger Filmhochschulabgänger mit Ambitionen auf mindestens den

Goldenen Löwen von Venedig heute sehr zufrieden, wenn's einer von RTL für die beste Arztserie wird. Oder kann sein Glück gar nicht fassen, trotz erwiesener Bildschirmuntauglichkeit von der Programmdirektion mit Geld und Sendezeit sonder Maß beschert zu werden.

Es ist, unter den herrschenden Bedingungen, für einen Intellektuellen oder Künstler nicht schandhaft, sich zu prostituieren. Die spätkapitalistische Kulturindustrie bietet keine Nischen für einen, der sich ihr komplett verweigert. Jedenfalls keine gutgepolsterten. Verraten hat seine Vorgeschichte, verkauft seine Utopie jedoch, wer sich von dieser Industrie einwickeln und -weichen läßt und aus dem warmem Bett, das sie ihm geschenkt hat und aus dem er sich nur mehr mit Gewalt enfernen ließe, lauthals kräht: »Man kommt kaum daran vorbei, wenigstens den Versuch einer Verständigung im Fernsehen und durch das Fernsehen als eine gesellschaftlich wünschenswerte Leistung zu begreifen.« Das tönt schön schlau, aber es meint doch bloß: »Herrgott, klar, ich, Roger Willemsen, bin der Pausenclown fürs ZDF geworden, aber die Blütenträume meiner Jugend hab ich deshalb noch lange nicht aufgesteckt.«

So zu tun, als sei man der Alte geblieben, der alte Verächter der marktbeherrschten Gesellschaft und ihrer Eintänzer, den man dereinst z.B. in KONKRET gab, oder jedenfalls einer, der zwar zum Fernsehen ging, aber nicht darin unter, dieweil man die meiste Zeit des Jahres damit verbringt, den PR-Agenten der Platten-, Buch- und Filmfirmen bei ihrer Arbeit zu Diensten zu sein – : Das ist allerdings unappetitlich. Mit *Menschen aus Willemsens Woche* (Rütten & Loening, Berlin 1996, 180 Seiten, 49,90 Mark) – einem großformatigen Fotoband, dessen technische Qualität dem Grad seiner Überflüssigkeit genau entspricht – wird das Image, mit dem Willemsen einen Fernsehpreis nach dem anderen abräumte, vollends zur Maske. Der Dr. phil., den er vor sich herträgt wie einen Ritterschlag, der »Übersetzer, Herausgeber, Essayist«, weiterhin »Autor und Korrespondent« sowie »Kolumnist«, als den er sich in der Verlagswerbung an erster Stelle feiern läßt (der »Fernsehmoderator« erscheint mehr nebenbei) – hätte nun wohl einmal Gelegenheit gehabt, ausführlich über den Sinn seiner seltsamen Show zu reden und über seine jähe Wandlung vom Streiter wider Richard v. Weizsäcker und Johannes Gross zum Berichterstatter am Hofe von Hildegard Knef und Til Schweiger. Der Platz für ein 30 Seiten langes Vorwort war ihm eingeräumt, er fängt auch gleich an mit einer enorm allegorischen Anekdote über die »Illusionen des Fernsehens«, und natürlich spricht er am liebsten über sich. Aber was ihn, der ja zugibt, dies Medium sei eines »der demokratischen Nivellierung« und kompensiere »unseren Drang nach Veränderung oder unseren Hunger nach Wirklichkeit genausowenig ..., wie es unsere Hände wärmt« – was ihn denn weiterhin bei der kalten Stange hält, verrät er nicht. Sondern schwiemelt und krümelt sich mit Exkursen über die Magie der Stars um jedes Bekenntnis zur eigenen Rolle herum.

Daß er, der sich riesengroß auf dem Titel (neben Mannequin Eva Herzigova) und etwas kleiner (hinter der Schauspielerin Béatrice Dalle) auf der Rückseite sowie, im Vorwort, dreißigmal an der Seite anderer Prominenter abbilden läßt, ein steineitler Mann sein dürfte, eitel bis hin zur entsetzlichsten Koketterie, darf angenommen und wird noch belegt werden. Auch seine Sendungen scheinen – da aus ihnen über die berühmten Gäste weniger zu erfahren ist als aus »Gala« oder der »Bravo« – zumal zu dem Zweck eingerichtet worden sein, Roger Willemsen möglichst oft öffentlich zu zeigen. Aber warum sollte er sich nicht gern haben? Nur weil er bei Gelegenheit doziert, die Menschheit habe »sich zur Abschaffung des Menschen gerade jenes Mediums bedient, das eigentlich der Sichtbarmachung des Menschen vorbehalten gewesen« sei – ? Schwach ist das Fleisch, und die Regel bestätigt die Ausnahme.

Das Vorwort zu *Menschen aus Willemsens Woche* (welch ein unsäglich verschmockter Titel, anbei) erzählt selbstredend nichts über die Eitelkeit, die den »Fernseh-Produzenten« und »Dokumentarfilm-Regisseur« antreibt, und die man ihm verziehe, sobald er sie zugäbe. Dieses Vorwort – zu großen Teilen hastig zusammengestoppelt aus etlichen jener Glossen, die Willemsen Woche für »Woche« in Bissingers Blatt erscheinen läßt – redet auch nicht über Geld. Recht verschämt erwähnt der Autor einmal die Marktwirtschaft und den Leninismus, aber so leise, daß sein Intendant Stolte davon bestimmt nicht aufwacht.

Um Geld aber und Vanitas, um die Absorptionsmacht des Bildschirms und die »Dummheit« des Publikums wird es auch in der nächsten Folge gehen. Außerdem um den Unterschied zwischen Biolek und Willemsen, um das kluge Fernsehen und um Arte, den Sender für den geschwollenen Kopf.

Kay Sokolowsky schrieb in KONKRET 10/96 über die getanzte Endlösung

Konkret 11/96, S. 60

Susanne Fischer

Buch & Deckel

Javier Tomeo: Das Verbrechen im Orientkino. Wagenbach, Berlin 1996, 160 Seiten, 36 Mark

Die Prostituierte Maria träumt den Kino-Traum vom Frauenglück an der Seite des Prinzen, folgerichtig lernt sie im Kino den Filmvorführer Juan kennen, mit dem sie eine Art bürgerliches Leben beginnen möchte. Ihr Traum endet jedoch in Juans stinkender Wohnung über dem Kinosaal: Juan ist impotent, versoffen, bringt Maria um ihre Ersparnisse und scheint hauptsächlich Gefallen daran zu finden, sie zu erniedrigen. Ihre rührenden Versuche, durch hausfrauliche Anstrengungen eine glückliche Liebesbeziehung herzustellen, prallen an seiner Ignoranz ab. Das, so ahnt man schnell, kann nicht lange gutgehen.

Tomeo erzählt aus Marias Perspektive, und ihre einfache Version der Geschichte entwickelt rasch einen unwiderstehlichen Sog. Vom Kinogeschehen trennt Maria nur eine dünne Wand, und dennoch ein ganzes Leben. Die schlechten Liebes- und Horrorfilme, die in dem heruntergekommenen Vorstadtkino gespielt werden, besieht sie sich durchaus mit Distanz, aber ohne zu bemerken, wie ihr das eigene Leben unterdessen zu einem noch viel schlechteren Film gerät. Ihr Gegenspieler Juan vertreibt sich am liebsten die Zeit damit, im Kino nicht den Film, sondern das Publikum anzusehen: Auf Filzpantoffeln schleicht er als Spanner durch die Reihen.

So wird der Blick zum Thema: Marias forschende Besichtigung der eigenen Vergangenheit, wenn sie in ihr Fotoalbum aus der Kindheit blickt, und ihr Ausguck in die Welt, während sie am Fenster sitzt, repräsentieren zwei Arten der Betrachtung, die Juan nicht gegeben sind. Maria idealisiert ihre Kindheit nicht und findet dennoch Trost in der Tatsache, eine Geschichte zu haben. Juans voyeuristischer Blick gibt ihm, wie es scheint, nichts dergleichen, was ihn als Person zusammenhalten könnte: Deshalb muß er Marias Fotos neidisch zerstören und so die Katastrophe heraufbeschwören.

Auf wunderbare Weise gelingt es dem Autor, das Kino als Handlungsort zu inszenieren und zum heimlichen Thema zu machen, ohne die Lebendigkeit seiner Figuren aus dem Auge zu verlieren. Obwohl er simpel wie im Genrefilm erzählt, vermeidet er die Fallen der allzu griffigen Klischees. Er spielt mit ihnen.

Konkret 11/96, S. 60

Günter Giesenfeld

Buch & Deckel

Robert McNamara und Brian VanDeMark: Vietnam. Das Trauma einer Weltmacht. Hoffmann und Campe, Hamburg 1996, 512 Seiten, 49,80 Mark

Alles, was wir schon immer gewußt haben über die amerikanische Politik während des Vietnamkriegs – daß in Washington Dilettanten die Politik der größten Militärmacht der Welt bestimmen, die von nichts eine Ahnung haben und schon überfordert sind, wenn sie mehr als ein außenpolitisches Problem zu lösen haben; daß des Präsidenten Mitarbeiter sich nicht trauen, ihn mit Tatsachen zu konfrontieren, die nicht in sein von einer falschen fixen Idee (Domino-Theorie) bestimmtes Programm passen; daß der Präsident alles tut, was ihm seine kriegslüsternen Generäle einflüstern, und daß er seine Feinde, die übrige Welt und seine Wähler hemmungslos belügt – all das bestätigt uns nun einer, der es wissen muß: Robert S. McNamara, Verteidigungsminister unter den Administrationen Kennedy und Johnson 1961-68.

Weniger polemisch, mit demonstrativer Bußfertigkeit formuliert diese Erkenntnisse der seit 1983 im Ruhestand lebende Memoirenschreiber in der ihm eigenen systematischen Art: erstens bis elftens. Sachlich fördert der Blick hinter die Kulissen der Macht allerdings nichts ans Licht, was nicht schon damals bekannt gewesen wäre, nur haben es anscheinend die falschen Leute gedacht und gesagt, die Spezialisten nämlich, die, wie nachträglich bedauert wird, von McCarthy aus dem Verkehr gezogen worden waren. Oder wie der erfolglose Präsidentschaftskandidat McGovern, der schon vor 30 Jahren mit Blick auf das US-amerikanische Engagement in Vietnam von einem »Desaster« sprach.

Neue, verwunderliche, dann aber doch wieder instruktive Einsichten bietet das Buch jedoch in das Verdrängungstalent und die Denkungsart eines wohl typischen Vertreters der politischen Elite der USA. In allen halbwegs seriösen Darstellungen kann man nachlesen, in welche Richtung das tatsächliche politische Wirken des angeblichen machtlosen Mahners ging: Auf McNamara gehen z.B. die berüchtigten Counter-insurgency-Aktionen zurück (Phönix-Programm). Seinen Namen (McNamara-Wall) trägt ein in den sechziger Jahren entwickelter Plan zur Zerstörung von Menschen und Natur mit Hilfe elektronischer Geräte und chemischer Gifte. Es war sein Konzept, durch den Einsatz modernster Waffentechnik gegen Mensch und Natur einen totalen Krieg von bislang in der Geschichte unbekannter Dimension zu führen (Jason-Gruppe). In der von ihm eingeführten Praxis des *body count*, zu der er sich noch heute bekennt, manifestiert sich der Geist, der hinter dem dadurch erreichten technischen Vernichtungspotential stand. Dessen logische Konsequenz war der Völkermord.

McNamaras Skrupel betreffen denn auch nicht die moralische Berechtigung des Vietnam-Krieges, sondern nur seine mangelnde Effektivität. Die Tatsache, daß die größte Macht der Welt in einem winzigen Land aus zweifelhaften Gründen jede Woche 1.000 Zivilisten tötet, hat ihn nicht aufgeregt, weil er Mitleid mit den Opfern gehabt hätte, sondern weil sie »das Nationalbewußtsein Amerikas und das Ansehen der Vereinigten Staaten in der Welt spürbar und schwer beeinträchtigen« könnte, schrieb er 1968 in einem Memorandum an Lyndon B. Johnson. Im selben Jahr gab er das Ministeramt auf und wurde Präsident der Weltbank. Es war kein Abschied der kathartischen Art: Die Frage, ob der Friede schneller gekommen wäre, wenn er wenigstens bei dieser Gelegenheit seine Zweifel öffentlich gemacht hätte, übersteigt sein politisches Vorstellungsvermögen. Und auf die Frage, warum er erst nach 30 Jahren sein Schweigen gebrochen habe, erwiderte er: »Weil es mich krankmacht, zuzusehen, mit welchem Zynismus und sogar Verachtung so viele Leute unsere politischen Institutionen und Führer sehen« (»Financial Times«, 20.4.95). Blinde Loyalität ist die Tugend der Einfältigen, die guten Willens Tod und Zerstörung nach Vietnam brachten. Daß es uns nicht genützt hat, ist tragisch. Sorry, Ihr 58.000 US-Opfer!

Wahrscheinlich hat, nüchtern betrachtet, das grauenhaft ehrliche Buch Präsident Clinton geholfen, die Normalisierung der Beziehungen zwischen den USA und Vietnam gegen Revanchepolitiker und Dolchstoßtheoretiker durchzusetzen. Ein Verdienst vielleicht, aber eben doch ein unverdientes.

Konkret 11/96, S. 60

Michael Ringel

Buch & Deckel

Johannes Mario Simmel: Träum den unmöglichen Traum. Droemer Knaur, München 1996, 640 Seiten, 45 Mark

Anfang der siebziger Jahre wurde der vor allem durch seine Karl-May- und Edgar-Wallace-Adaptionen bekannt gewordene Unterhaltungsregisseur Alfred Vohrer beauftragt, die Romane Johannes Mario Simmels zu verfilmen. Ganz geheuer müssen seinerzeit Vohrer die Drehbuchvorlagen Simmels mit ihren endlos öden Schuß-Gegenschuß-Dialogen nicht gewesen sein, denn er verfiel auf die seltsame Idee, große Teile der Filme »Und Jimmy ging zum Regenbogen« (1970), »Liebe ist nur ein Wort« (1971) und »Der Stoff, aus dem die Träume sind« (1972) mit einer Handkamera abzudrehen, die ein Kameramann den Darstellern schief vor die Nase hielt, so daß alle Beteiligten noch heute einen eigentümlich verschreckten und gehetzten Eindruck erwecken. Mitten im Dialog wird plötzlich das Bild gedreht und aufs Eck gesetzt, als ob mit der auf der Spitze tanzenden, verwackelten Kameraführung der dünne Stoff hätte dynamisiert werden können. Ein treibsanddummer Einfall, der jedoch aus heutiger Sicht als einzig mögliche und adäquate Umsetzung der verwackelten und gehetzten Bilderwelt des Johannes Mario Simmel gewürdigt werden muß.

Wie sehr Simmel, der auch als Drehbuchautor arbeitete, filmisches Denken geprägt hat, läßt sich an seinem neuesten, autobiographisch gefärbten Roman *Tr□ um den unm□ glichen Traum* ablesen, in dem der Motivkomplex Film nicht nur den Handlungsauslöser liefert, sondern auch die Erzählstruktur bestimmt. Den »ausgebrannten« Schriftsteller Robert Faber rettet ein Anruf vor dem Selbstmord. Sein ihm bis dato unbekannter Enkel Goran liege todkrank in einem Wiener Krankenhaus und brauche »eine Bezugsperson«, wie ihm der behandelnde Arzt Dr. Bell mitteilt. Faber reist widerwillig in seine Heimatstadt, wo er in Gestalt von Gorans Großmutter mit der Vergangenheit konfrontiert wird. Im Mai 1953 war Faber gemeinsam mit dem deutsch-amerikanischen Regisseur Robert Siodmak in Sarajevo, um einen Film über das den Ersten Weltkrieg auslösende Attentat auf den österreichischen Thronfolger zu drehen. Er verliebte sich in die Cutterin der Bosna-Film Mira Masin, die er, ohne zu ahnen, daß sie ein Kind von ihm erwartete, verließ. Mittlerweile ist Miras Tochter von Heckenschützen in Sarajevo getötet worden; der Enkel Goran liegt leberkrank darnieder, und das Großmütterchen wurde von einem Schwächeanfall hingestreckt.

Wer nach dieser kurzen Zusammenfassung der ersten 20 Seiten erwartet, daß Simmel auf den restlichen 620 Romanseiten alle sich derzeit im Umlauf befindenden Weltprobleme unterbringt, der liegt nicht ganz falsch: Kinderkrebs und Organspende, Schulmedizin und »alternative Heiler«, Erster und Zweiter Weltkrieg, Sarajevo und Völkermord, alte und neue Nazis, Österreich und Haider, Fernsehkommerz und Talkshows, Altensex und Hotelportiers – alles, aber auch wirklich alles glaubt Simmel erzählen zu müssen: »Zwei Drittel aller Menschen auf dieser Welt existieren im Elend, dachte Faber ... Unglück wollen wir haben, Unglück!«

Allein das Elend dieser Welt treibt den größten Gebrauchsliteraten deutscher Sprache an, der aber angesichts des ihn bedrängenden Problembergs eine grundlegende Gesetzmäßigkeit des Trivialen vergißt: gut und spannend zu erzählen. Simmel, als ein Autor, dem die stilistischen Mittel fehlen und der sich nur auf seine Gesinnung als guter Mensch vom Büchermarkt verläßt, gelingt dies nicht oder nicht mehr. Statt dessen ödet er den Leser an mit endlosen Dialogen, die weniger für den Roman als für die sicherlich anstehende Verfilmung geschrieben, aber so pathetisch aufgezauselt sind, daß nie ein Schauspieler sie je vortragen dürfte: »Das ist schön, daß du kommst, Deda«, deklamiert blutüberströmt vom Krankenlager aus der fünfzehnjährige Goran, als wäre er ein fünfundsiebzigjähriger Macbeth-Darsteller.

Es ist schön, daß Simmel kommt und dann auch wieder geht.

Konkret 11/96, S. 61

Gaby Hommel

Buch & Deckel

Ute Osterkamp: Rassismus als Selbstentmächtigung. Texte aus dem Arbeitszusammenhang des Projekts Rassismus/Diskriminierung. Argument-Sonderband 1996, 237 Seiten, 29 Mark

Bereits 1983, zu Beginn der Hetze gegen »Asylantenfluten« und »Asylmißbrauch«, veranstaltete der »Bund demokratischer Wissenschaftler« einen Kongreß gegen »Ausländerfeindlichkeit«. Zu den Referentinnen zählte u.a. Ute Osterkamp, die in einem kritischen Beitrag die Ursachen des Rassismus nicht einfach als individuelles und/oder den gesellschaftlichen Bedingungen geschuldetes Problem erklärte, sondern vehement auf die Möglichkeit des Menschen hinwies, sich bewußt sowohl zu den äußeren Lebensbedingungen als auch der eigenen Disposition zu verhalten. Weshalb, so die Essenz ihrer damaligen Ausführungen, die psychologische Wissenschaft bei der Bekämpfung von Rassismus auch nur insofern hilfreich sein kann, als sie »zum einen die realen Ängste, unter denen die Ausländerfeindlichkeit greift, in ihren wirklichen Entstehungszusammenhängen aufdeckt und zugleich die spontanen Versuche/Versuchungen der Individuen, den Bruch mit den herrschenden Verhältnissen, Meinungen, Beziehungen und die damit verbundenen Risiken zu vermeiden, in ihren mannigfachen Verkleidungen und Konsequenzen analysiert«.

Diesen inhaltlichen Vorgaben folgend, entstand 1987 das Berliner Forschungsprojekt »Rassismus/Diskriminierung«, das vor Ort und unter aktiver Beteiligung u.a. von Flüchtlingen, Betreuerinnen und Betreuern des DRK und Verwaltungskräften die Konflikte zwischen Bewohnern und Betreibern von Asylunterkünften untersucht. Von Anfang an federführend daran beteiligt war Ute Osterkamp, deren jüngst als Argument-Sonderband erschienene Aufsatzsammlung *Rassimus als Selbstentmächtigung* einen Einblick in die bisherige Projektarbeit sowie das ihr zugrundeliegende theoretische Verständnis von Rassismus als Form der Abwehr, Rechtfertigung und Konfliktvermeidung erlaubt. Dennoch versteht sich der Reader – wie Klaus Holzkamp in der kurz vor seinem Tode verfaßten Einleitung betont – nicht als Vorwegnahme des noch ausstehenden Projektberichtes. Vielmehr wurden die enthaltenen Texte zumeist aus konkretem Anlaß verfaßt und – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in der Vergangenheit bereits an anderen Stellen veröffentlicht.

Neben Diskurs- und Medienanalysen, die aus Sicht der Kritischen Psychologie u.a. typische Abwehrfiguren wie »Das Boot ist voll«, verbreitete Widersprüche in der öffentlichen Verurteilung rassistischer Gewalt und nicht zuletzt »Fallstricke des Antirassismus« betrachten, zeichnet sich der Band vor allem durch seine konkreten Erläuterungen des Berliner Forschungsprojektes aus. Ein Arbeitspapier, das Motivation und Zielsetzung der Untersuchung umreißt, trägt hierzu ebenso bei wie eine Projektbeschreibung, mit der nicht zuletzt die Unterstützung des Psychologischen Instituts der FU Berlin gewonnen werden konnte. Entscheidend und insbesondere für die praktische Arbeit zur Unterstützung von Flüchtlingen interessant sind hierbei zwei Beiträge, die unter der Überschrift »Flüchtlingswohnheime von innen gesehen« zusammengefaßt sind. Der eine firmiert unter dem Titel »Sinti und Roma: Eine neue >Problemgruppe< in der Flüchtlingsarbeit« und disqualifiziert sich alleine schon durch seine Charakterisierung der seit Generationen im deutschen Sprachraum lebenden Sinti als »Flüchtlinge«. Hinzu kommt, daß allgemeine Probleme wie etwa die Hygiene in Massenunterkünften, die angemessene Unterbringung vielköpfiger Familien oder Bettelei als »heißes Eisen« ausgerechnet im Zusammenhang mit »Zigeunern« aufgegriffen werden, wodurch vorhandene Stigmen – wenngleich sicherlich nicht gewollt – wieder einmal bestätigt werden.

Der zweite Aufsatz im fraglichen Kontext beschreibt »Flüchtlingswohnheime als Mikrokosmos typischer Bewältigungs- und Abwehrstrategien von Flüchtlingen und MitarbeiterInnen«, und ihn zu lesen kann nur angeraten werden. Denn hier findet sich in weiten Teilen eine treffende Beschreibung und Analyse dessen wieder, was den konkreten Alltag von Asylbewerberinnen und Asylbewerbern so unerträglich macht, wie sich ihre professionellen Betreuer und Verwalter in die Tasche lügen und was politisch motivierte UnterstützerInnen in einen Sumpf von widerstreitenden Interessen führt. Als Stichworte seien nur die »Lagermentalität« erwähnt, die sich bei den betroffenen Flüchtlingen in Sprachlosigkeit, Unterwürfigkeit oder auch scheinbar sinnlosen Aggressionshandlungen widerspiegelt; die vermeintliche Wohltäterrolle, in der das Heimpersonal zwischen Selbstbefriedigung und Verantwortungsabwehr schwankt; die Unfähigkeit von Außenstehenden, sich innerhalb des Netzes objektiver Zwangslagen und gegenseitiger Schuldzuweisungen zurechtzufinden.

Konkret 11/96, S. 62

Jens Hoffmann

Buch & Deckel

António Lobo Antunes: Die natürliche Ordnung der Dinge. Carl Hanser Verlag, München 1996, 344 Seiten, 45 Mark

António Lobo Antunes hat sich für seinen Roman *Die nat□ rliche Ordnung der Dinge* zwei Dämlichkeitsdauerbrenner ausgesucht – den lüsternen alten Mann und die kränkelnde Familie. Sein alter Mann hat sich in einem Café an eine zuckerkranke Schülerin herangemacht. Mit seinem Gehalt kauft er sich in ihre abgerissene Verwandtschaft ein, um sich nachts an den »reglosen Handflächen« und »ausgelieferten Schenkeln« der Schülerin vergreifen zu können. Selbstverständlich hatte Antunes□ Lustgreis die unvermeidlich schwere Kindheit. Er hat weder Vater noch Mutter gesehen! Er ist ein schüchterner, halbkahler Wicht, der sich nach Liebe sehnt – habt Mitleid!

Auch die Bestandteile der Familie Valdas haben es sehr, sehr schwer. Der Vater nämlich hatte es mit der Potenz – bzw. mit Ehre, Stolz und Impotenz. Er konnte es nicht ertragen, daß seine Frau eine uneheliche Tochter zur Welt brachte. Diese Schande Julieta wird also auf dem Dachboden versteckt. Außerdem verführt Sohn Fernando das Dienstmädchen, wird vom Vater wegen Standesunterschreitung ermahnt und heiratet später trotzdem ein Dienstmädchen. Große Tragödie! Die Töchter Anita und Teresinha indes polieren häufig das Silber und halten ansonsten stumm die Familienehre hoch. Und Sohn Jorge wird von den portugiesischen Militärs gefoltert, obwohl er immer so nett zu Julieta war. Dabei hat er doch gar nicht gegen die Machthaber intrigiert, sondern lediglich die Tochter des Vorgesetzten geschwängert!

Jorge dackelt schließlich unverstanden und verwirrt ins kalte Atlantikwasser. Julieta folgt ihm nach. Ja! Und sie war doch tatsächlich die Mutter des – genau – lüsternen alten Mannes. Sie nahmen ihn nach der Geburt aus ihren Armen, die Bösen! Da mußte er ja im Bett der Schülerin landen. Großes Ach! Hartes Männerlos! Wo ist Mama? Mama, mach□ alles wieder gut!

Lobo Antunes ist das idiotische Kunststück gelungen, die ungenießbar gewordene Form des affirmativen Familienromans wieder schmackhaft zu machen. Er liefert die bekannten reaktionären Inhalte im zeitgemäßen Remix: ein bißchen Céline, ein bißchen Faulkner und darüber schließlich eine kräftige Prise *Untergang des Abendlandes*. Voilà! Das Publikum, das gelernt hat, jeden aufgetischten Quatsch zu fressen, ist begeistert.

Konkret 11/96, S. 62

Erwin Riess

Buch & Deckel

Arnold Paucker: Standhalten und widerstehen. Der Widerstand deutscher und □ sterreichischer Juden gegen die nationalso□ ialistische Diktatur. Klartext Verlag, Essen 1995, 70 Seiten, 16,80 Mark

Gegen die einseitige Darstellung der Juden als wehr- und willenlose Schlachtopfer wendet sich ein 70seitiger Essay des langjährigen Direktors des Londoner Leo-Baeck-Instituts zur Erforschung der Geschichte der deutschen Juden. Paucker weist nach, daß der jüdische Widerstand nicht auf Deutschland beschränkt blieb, er reichte vom Kampf deutscher und österreichischer Juden in den internationalen Brigaden der Spanischen Republik über die Beteiligung an der französischen Résistance und am italienischen Widerstand bis zu den jüdischen Partisanen im Osten und den österreichischen Bataillonen in Titos Armee. Der Frage »jüdischer Widerstand« oder »Widerstand von Juden« widmet der Text wenig Beachtung, die Grenzen waren, das zeigt Paucker anhand einiger Beispiele aus Nazideutschland, fließend. Von großem Interesse sind die Passagen über die Beziehung konservativer Juden zu Mitgliedern des »Kreisauer Kreises«, einer lockeren Verbindung von Nazi-Gegnern in Heer und Beamtenschaft, aus deren Reihen auch manche Hitler-Attentäter des Juli 1944 stammten. Nach der geplanten Beseitigung Hitlers hatten die Putschisten keineswegs vor, die Bürgerrechte der Juden wiederherzustellen.

Ebenso wie der antisemitisch durchsetzte Antizionismus weist auch die antikapitalistische Propaganda der Kommunisten eine antijüdische Färbung auf. 1935 änderte sich aber die Haltung der KPD, und während des Novemberpogroms war die Solidarität der Kommunisten mit den Juden vorbildlich. Wo immer die jüdische Jugend in den Widerstand ging, tat sie dies in enger Kooperation mit oder in der KPD, erkannten sie doch in den Kommunisten die entschlossensten und am besten organisierten Gegner des NS-Regimes. Die Aussetzung des Widerstands während des Hitler-Stalin Pakts stiftete aus diesem Grund in den jüdischen Zellen schwere Verwirrung; nur eine jüdische Mädchengruppe um Eva Mamlok organisierte weiterhin den Widerstand, trug Antikriegspropaganda in die Berliner Fabriken. Ein einziges Mädchen der Mamlok-Gruppe überlebte, alle anderen starben in den Vernichtungslagern. Der Überfall Hitlers auf die Sowjetunion löste in den jüdischen Kadern Erleichterung aus; die Fronten waren wieder klar, die Untätigkeit zu Ende.

Zentrale Bedeutung für den jüdischen Widerstand erlangten die Überlebenden der 7.000 jüdischen Spanienkämpfer, kampferprobte Interbrigadisten nahmen in vielen überfallenen Staaten zentrale Positionen im militärischen Widerstand ein. Ein eigenes Kapitel widmet Paucker dem Widerstand österreichischer Juden von Spanien über Frankreich, die Tito-Bataillone bis hin zur gemeinsamen Erstürmung von SS-Kasernen durch sowjetische Einheiten und jüdische Untergrundkämpfer in der Schlacht um Wien. Mindestens 20.000 deutsche und 15.000 österreichische Juden kämpften in den Reihen der Alliierten gegen Hitlerdeutschland, die meisten von ihnen waren Freiwillige. Sie dienten nicht nur in den antifaschistischen Hauptarmeen,sondern auch in den Einheiten Australiens und Südafrikas. Der Antisemitismus ist das Gerücht über die Juden, sagt Adorno, und so verhält es sich auch mit dem Gerücht über ihre Feigheit und Wehrlosigkeit. Es ist eben nichts als ein Gerücht – von den Tätern in die Welt gesetzt, um die Opfer noch im Tod zu verhöhnen.

Konkret 11/96, S. 62

Oliver Tolmein

Buch & Deckel

Barbara Broggini, Nathan Steinberger: Ein biographisches Gespräch über Stalinismus und Antisemitismus. Edition ID-Archiv, Berlin/Amsterdam 1996, 142 Seiten, 24 Mark

Ein Interview in Buchform herauszubringen, ist an sich schon ein fragwürdiges Unterfangen: Die sinnlichen Eindrücke, die beim Interview Spannung hervorrufen können, die Wahrnehmung der Gesten, des Tonfalls, der Reaktionen sind Leserinnen und Lesern dadurch verwehrt. Statt dessen müssen sie sich durch ein grammatisches Dickicht, das Authentizität signalisieren soll, quälen. Manchmal gibt es dennoch Gründe, sich für diese riskante Form zu entscheiden: Wenn es darauf ankommt, verschiedene Positionen aufeinandertreffen zu lassen, wenn eine Dramaturgie gewahrt werden soll, wenn es gerade darauf ankommt, die Gedanken des Gegenübers unverfälscht, ohne daß sie in die Worte eines anderen gekleidet werden, zu präsentieren. Barbara Brogginis erste Frage an den von ihr interviewten Nathan Steinberger lautet: »Fühlt sich ihre Familie der jüdischen Tradition verpflichtet, im Sinne der Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft?«

Zwischen der Frankfurter Romanistin und dem Berliner Kommunisten, der als Agrarexperte nach Moskau ging, im Zuge der stalinistischen Säuberungen nach Sibirien verbannt wurde und schließlich Professor in der DDR wurde, entwickelt sich auch im folgenden kein Gespräch. Broggini fragt ab, Steinberger antwortet eher steif. Daß ich das Buch überhaupt zu Ende gelesen habe, liegt daran, daß immer mal wieder durchschimmert, was den Verlag bewogen haben mag, es zu drucken: die niederdrückenden Fakten über den Antisemitismus in der Sowjetunion. Allerdings wird auch hier wenig Neues erzählt und leider gar nichts auf Bedeutung und Konsequenzen hin untersucht. Der Anhang zur deutschen Ausgabe des *Schwarzbuch* von Wassili Grossman und Ilja Ehrenburg ist materialreicher, Wassili Grossmans großer Roman *Leben und Schicksal* sehr viel anschaulicher. Angesichts der Lebensgeschichte von Nathan Steinberger, die eine sorgfältigere und engagiertere Bearbeitung verdient hätte, ein ärgerliches Ergebnis.

Konkret 11/96, S. 63

Susanne Fischer

Buch & Deckel

Marlene Streeruwitz: Verführungen. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1996, 296 Seiten, 38 Mark

In einem allzu gewollten Satzstakkato hebt Streeruwitz das alte Lamento vom Damenopfer an. Es leidet die Wienerin Helene: vom Mann verlassen, zwei Kinder, berufstätig, finanzielle Probleme (das Schwein zahlt nicht), nörgelnde Schwiegermutter, ausbeuterische Liebhaber, überkandidelte und selbstmordgefährdete Freundin, also Überforderung an allen Ecken und Enden. Andauernd will sie weinen und tut es auch oft genug.

Nun übertreibt Streeruwitz ihre Darlegung des trostlosen Falles wohl kaum, soweit es die Lebensumstände ihrer Heldin betrifft, aber dennoch ist das Buch auch für die potentiell Mitleidenden kaum auszuhalten: Die Larmoyanz und die Absenz beinahe jeder poetischen Idee (abgesehen von dem schier unerträglichen Manierismus, alle Nebensätze, manchmal auch Einzelwörter mit einem Punkt zu trennen) lösen das große Gähnen aus. Der verkrampfte Stilwille soll »der Atemlosigkeit der Protagonistin angemessen sein«, weiß der Klappentext, aber das elliptische Gestammel sägt allenfalls wie die Protagonistin an den Nerven.

Einzig einleuchtend scheint mir der Einfall, die fromme Helene an einer Kampagne für ein medizinisches Wundermittel gegen praktisch alles arbeiten zu lassen, ein Pflästerchen, das am Ende auch wieder Frauen wie Helene guten Glaubens kaufen werden. Helene, für die ein Menstruationsfleck auf dem Sessel genauso schrecklich ist wie der Tod einer Freundin, weil sie in ihrem zähen Elendsschleim schon lange nichts mehr unterscheiden kann.

Noch während nach Beendigung der Lektüre die Erleichterung anhält, dem Buche endlich wieder entronnen zu sein, schießen der Rezensentin umgehend zwei Gedanken durch den Kopf: a) in Wien muß es ja furchtbar sein, obwohl Bernd mir etwas anderes erzählt hat, und b) wenn wir schon Literatur und Leben derart verwechseln wollen wie in diesem Roman, darf ja wohl auch die Frage gestellt werden, warum Männer überhaupt mit solchen Heultanten zusammenleben. Würden sie endlich aufhören, dergleichen greinende Bündel zu ehelichen, zu schwängern und dann doch wieder wegen irgendeiner Bettmaus zu verlassen, bliebe den Frauen (und Leserinnen) viel erspart. Kurz und gut: Die Männer sind schuld. Wahr ist s.

Konkret 11/96, S. 63

Holm Friebe

Buch & Deckel

Christopher Buckley: Danke, daß Sie hier rauchen. Haffmans Verlag, Zürich 1996, 348 Seiten, 39 Mark

Daß in den USA nicht längst der offene Bürgerkrieg ausgebrochen ist, obwohl die sozialen Verhältnisse im Land allen Anlaß dazu böten, liegt offenbar daran, daß mittels groß angelegter Ablenkungsmanöver sämtliches Konfliktpotential von den gesellschaftlichen Brennpunkten weg- und dem Stellvertreterkrieg Passiv- gegen Aktivraucher zugeführt wird; dieser wird, wie seit längerem zu beobachten, mit einer idiotischen Schärfe und Inbrunst ausgetragen. Jüngste Frontmeldungen: Bill Clinton, der selbst nie inhaliert hat, erläßt ein Edikt, wonach Nikotin als ganz normale Droge eingestuft wird; Automatenverkauf und Werbung sollen danach drastisch eingeschränkt werden. Empfindlicher noch treffen die Industrie die kürzlich verhängten 1,1 Mio. DM Schadensersatz für einen Lungenkrebspatienten, der vierzig Jahre lang Lucky Strike geraucht hatte. Die Tabakbranche hat energischen Widerstand gegen beide Entscheidungen angekündigt.

Wie dieser aussehen könnte, davon handelt Christopher Buckleys satirischer Roman, dem es darum geht, die perfiden Medien- und Infiltrationsstrategien der Tabaklobby und ihrer hochdotierten Aushängeschilder zu karikieren. Der Held von *Danke, daß Sie hier rauchen* ist ein abgefeimter Medienprofi, ein »BMW fahrender Joseph Goebbels« – gleich an mehreren Stellen taucht die Nazi-Metapher auf und wird damit weidlich überstrapaziert. Sein Job ist es, in öffentlichen Diskussionen nach Möglichkeit nie sachlich zu argumentieren oder gar auf die zweifellos zutreffenden Anschuldigungen einzugehen, statt dessen Scheingefechte anzuzetteln, Ablenkungsmanöver zu lancieren und Blendgranaten zu werfen. Bei jedem Schritt, den er unternimmt, wird die potentielle Negativ-Schlagzeile gleich mitgedacht. So lange ist das Buch noch durchaus erhellend und decouvrierend, wie es das Psychogramm eines skrupellosen Medienopportunisten entwirft und sich als Kolportage aus der Hölle der Public relations begreift – auch wenn Christopher Buckley, der dem Verlag zufolge »Washington-Insider« ist, oft allzu dick mit seinem Allgemeinwissen aufträgt und ihm dabei Schnitzer unterlaufen, wie etwa die fehlerhafte Exegese von McLuhans Theorie »heißer« und »kalter« Medien oder die Behauptung, »der frühere ostdeutsche Diktator« Erich Honecker habe die Mauer gebaut.

Richtig schal wird es erst, als die Kernaussage längst deutlich geworden ist und der Autor, mit seiner insgesamt unglaubwürdigen und einseitig ausgelegten Hauptfigur im Schlepptau, die obligatorischen Stationen eines Plots durchläuft, wie er gemeinhin als spannend und bestsellertauglich gilt. Auf Aufstieg, einmal das Leben der Reichen und Schönen kosten, folgt Fall, verursacht durch eine Intrige in den eigenen Reihen, die mittels Sado-Maso-Sexspielchen in die Tat umgesetzt wird, das FBI schaltet sich ein usw. – Grisham und Anonymus lassen grüßen – ; zum Schluß die gänzlich nicht mehr nachvollziehbare Pseudomoral, daß der Schurke, nur weil ihm übel mitgespielt wurde, zur Gegenseite überläuft und nun seinerseits zum Gesundheitsapostel wird.

Zur 350-Seiten-Satire taugt der doch recht spröde, allenfalls politisch brisante Stoff summa summarum genauso wenig wie zum Action-Thriller. Einen Anteil dazu, das Buch für den deutschen Sprachraum ungenießbar zu machen, leistet obendrein der sicher wohlmeinende Übersetzer, indem er ganze Passagen in holprigstem Denglisch, beziehungsweise Damerikanisch beläßt, während er andernorts Übersetzungsnotstand mit kruden Neologismen zu kaschieren sucht, von denen »Mannomickrig« und »Ficknutte« nur die schlimmsten sind. Was den ansonsten geschmackssicheren Haffmans Verlag bewogen haben mag, das sperrige Werk ins Programm zu hieven, liegt im Dunkeln; vielleicht war es die vage Hoffnung, daß früher oder später noch jeder Unsinn über den großen Teich schwappt und hier auf Interesse stößt.

Konkret 11/96, S. 64

Layla Dawson

Roths Theater

Mit seinem Roman »Sabbaths Theater« hat der amerikanische Schriftsteller Philip Roth eine farcenhafte Karikatur des wandernden Juden gezeichnet

Henry David Thoreau, auch er Amerikaner, schrieb: »Die meisten Menschen führen ein Leben stiller Verzweiflung.« Philip Roth, 63, hat nie still gelitten. Seinen Roman *Sabbaths Theater* bestimmt ein Ton schriller Auflehnung im Angesicht des Todes. Im Theater des Lebens war der letzte Tag der Schöpfung ein Tag der Ruhe, doch in Roths Version vom letzten Kapitel zeigt Mickey Sabbath keinerlei Neigung, langsamer zu werden oder auszuruhen. Mit sämtlichen ihm zur Verfügung stehenden Waffen kämpft er bis zum letzten Atemzug. Ein schwieriger Kampf für jemanden wie ihn, der sein größtes Talent als Puppenspieler entfaltete und nun von Arthritis verkrüppelt ist, außerdem arbeitslos und finanziell von seiner Frau abhängig, die ihn nicht mehr liebt. Sabbath ist Roths farcenhafte Karikatur des wandernden Juden, der selbst in seinem Heimatland nicht zur Ruhe kommt. Wie die Lilien auf dem Felde, aber nicht halb so schön, trägt er weder durch Arbeit noch sonst irgendwie zum Gemeinwohl bei, sondern stürzt vielmehr von einem erotischen Abenteuer ins nächste, willenlos getrieben. Ist das eine Parodie auf die Juden, wie Nichtjuden sie sehen? Ständig machen sie Schwierigkeiten, gehen anderen auf die Nerven und sind sich selbst schließlich die ärgsten Feinde. Als Verlierer verfügt Mickey kaum über einen Schutz gegen die Schlingen des Lebens und die Pfeile zerbrochener Träume. Doch was ihm blieb, ist wirksam: sein aggressiver Sex, die Macht seines Schwanzes, sein Erfindungsreichtum. Was sonst besitzt ein Jude ohne Heimat?

Mickeys heimliche jugoslawische Geliebte Drenka, die ebensowenig wie er zur amerikanischen Wasp-Gesellschaft gehört, stirbt plötzlich an Krebs. Dreizehn Jahre lang war sie Mickeys erotische Hauptbeschäftigung. Weder vorher noch nachher ist er, außerhalb eines Bordells, einer Frau begegnet, die sich so willig zeigte. Hat sie etwa nur eine Rolle gespielt, um sich seiner hemmungslosen Sexualität anzupassen? In seiner Verzweiflung besucht er ihr Grab, macht ein Engelchen auf dem Boden, als sei der ihr Körper, und ejakuliert. Man stelle sich seinen Schock vor, als er einen von Drenkas Liebhabern entdeckt: Lewis, den Kreditkarten-Tycoon mit Limousine, Chauffeur und Autotelefon – in jeder Hinsicht eine Stütze der Gesellschaft – , der genau dasselbe tut. Sabbaths Eifersucht kennt keine Grenzen. Sogar seine sexuellen Geheimnisse, sein einziger Besitz, sind nicht mehr sicher.

Gestorben wird immerzu. Linc, der New Yorker Produzent des Unanständigen Theaters, mit dem sich Sabbath während der 50er- und 60er-Jahre seinen Lebensunterhalt verdiente, begeht Selbstmord. Sieben Jahre lang hat er unter Depressionen gelitten und Prozac, Wellbutrin und Dexedrin genommen, ohne daß es irgend etwas half. »Menschen gehen kaputt. Das Altwerden ist auch nicht gerade förderlich. Ich kenne ... eine Reihe von Männern in unserm Alter. ... Irgendeine Erschütterung macht sie um die Sechzig fertig – die Teller klappern, die Erde fängt an zu beben, und alle Bilder fallen von der Wand.« Lincs Selbstmord weckt in Sabbath Erinnerungen an seine Vergangenheit; an das Verschwinden seiner ersten Frau Nikki, einer emotional verunsicherten Schauspielerin, und an die lebenslange Depression seiner Mutter nach dem Tod ihres vielgeliebten ältesten Sohns. Für seine Mutter hat Sabbath nie den Platz des Erstgeborenen einnehmen können. Diese Erfahrung einer ersten Ablehnung läßt ihn schon in jungen Jahren zur See fahren. In die Ferne geworfen, wird er nie wieder eine Heimat finden. Er ist zu einer Wanderexistenz verurteilt – durch wechselnde Orte, Jobs und das Leben anderer Menschen. Jetzt ist Sabbath alt, und alle um ihn herum scheinen entweder Antidepressiva zu nehmen, zu trinken oder, wie seine Frau, regelmäßig zu den Anonymen Alkoholikern zu gehen.

Indem Roth sexuelle Potenz mit der Vorstellung vom amerikanischen Erfolg verknüpft, spielt er nicht nur mit der Angst der Nichtjuden vor der sexuellen Potenz jüdischer Männer. Arthur Miller und Marilyn Monroe? Gegensätze ziehen sich an – aus Liebe oder Haß. Sex kann eine Waffe sein; gegen einen selbst, gegen das Objekt der eigenen Begierde oder auch gegen beides, wie bei James Baldwins schwarzweißen Paaren in *Another Country*. In *Die Tatsachen* (1988), jenem Buch Roths, das einer Autobiographie am nächsten kommt, beschreibt er sein schriftstellerisches Vorgehen als ein Oszillieren zwischen dem aggressiven Exhibitionismus eines Norman Mailer und der Verschwiegenheit eines Salinger: Da schreibt jemand in der ersten Person über wüste und extreme Dinge und kann sein wahres Ich dennoch erfolgreich hinter fiktiven Alter egos verbergen.

Roth hat das amerikanische Leben in einem äußerst kleinen Ausschnitt vermessen – dem der New Yorker Ostküsten-Mittelschichtsjuden. Und die sind, ebenso wie Woody Allens Helden und Antihelden, besessen von Baseball, vom Versuch, den großen amerikanischen Roman zu schreiben, von echten Krankheiten und von Hypochondrien, von Drogenhalluzinationen, Eltern, Affären, Beziehungskisten und Untreue, von israelischer Politik, Zionismus und dem romantischen Blick amerikanischer Juden auf ihr Heimatland in einer entlegenen Wüste.

In Wirklichkeit, sagt Roth, habe er sein Leben ziemlich wenig unterhaltsam verbracht, nämlich in einem Zimmer mit einer Schreibmaschine, und sich »die Art von Geschichten« ausgedacht, »die die Menschen aus dem Leben machen, die Art von Leben, das die Menschen aus Geschichten machen« (*Gegenleben*). An diesem sicheren Rückzugsort entwirft er Bilder

ängstigender Unsicherheit inmitten von Überfluß. Ein Jude kann niemals so viel anhäufen, daß er sich sicher fühlen würde. Fußpfleger, Zahnärzte, erfolgreiche Schriftsteller und Anwälte mit Aktienanteilen, netten Häusern, netten Frauen und einer Country-Club-Mitgliedschaft stehen immer am Rande eines Abgrunds und fürchten den Verlust von allem, was ihnen gehört. Anders als das Personal, das John Updikes Romane bevölkert, sind Roths Figuren nicht fest im traditionellen Amerika verankert. Die weißen Presbyterianer oder Methodisten, die in Updikes jüngstem Buch *In the Beauty of Lillies* auftreten, werden nie total aus der amerikanischen Gesellschaft herauskippen, selbst dann nicht, wenn sie in fanatische religiöse Sekten eintreten oder von der National Guard in die Luft gesprengt werden; denn sie sind Amerika. Die wandernden Juden sind später gekommen und stehen auf schwankendem Boden. Ist dies der Grund für Mickey Sabbaths Verhalten, das an Selbstzerstörung grenzt? Für die mit Verachtung gepaarte, kaum unterdrückte wahnsinnige Wut und Rachsucht, die sich als Komödie tarnen, wenn er z.B. die Wäscheschubladen der Tochter seines New Yorker Freundes durchschnüffelt und vorhat, die Frau seines Gastgebers flachzulegen? Welchen Sinn hatten da die Proteste der Fünfziger und Sechziger, wenn schließlich doch alle in einem Vorstadtwohnzimmer landen, mit einem Sofa drin mit Plastiküberzug als Schutz gegen Dreck, Abnutzung und das Leben selber?

Sabbath sucht die Gefahr. Ohne sie kann er nicht leben. Gefahr ist sein Aphrodisiakum. In ihr lauern tiefe Melancholie, Traurigkeit und Reue, und Sabbath kann sie nur mit wahnsinniger Betriebsamkeit bändigen. Werde erwachsen, sagen seine Zeitgenossen, wenn er wie ein aufsässiger Teenager in ihr angenehmes Mittelschichtsleben hineinplatzt. Mickey Sabbath ist eine Niete, das weiß er. Da er in materieller Hinsicht nicht konkurrieren kann, ist er stolz, daß er eine erfolgreiche Niete ist. Aus Protest gegen die Assimilierung hat er sich dahin stilisiert. Er handelt, um die Verluste seines Lebens zu vergessen: seinen Bruder, seine Mutter, seinen Vater, seine erste Frau und schließlich seine Geliebte. Sie liegen ihm wie Bleigewichte auf der Seele. Und die Last nimmt unvorstellbare Ausmaße an, so daß er schließlich Drenkas Sohn, den Polizisten, am liebsten dazu bringen würde, daß er ihn erschießt; doch selbst auf den Tod ist kein Verlaß. »Er konnte einfach nicht sterben. Wie konnte er gehen? Wie konnte er verschwinden? Alles, was er haßte, war hier.«

Die Darstellung der Sexualität bedeutet für Philip Roth ebenso wie für Joseph Heller, Thomas Pynchon und Henry Miller einen Ausweg aus der Beschränktheit des angelsächsischen Sonntagsschulpuritanismus. Auf diese Weise haben sie neue literarische Möglichkeiten erforscht und mit ihnen experimentiert. Im Zeitalter der Glorifizierung von Jugend und Gesundheit können Erotik oder sexuelle Frustration, die in verzweifelten Aktionen explodiert, auf dem Papier immer noch schockieren, sobald sie mit Alter, Falten und nahem Tod verbunden sind. Je älter wir werden, um so mehr Grund haben wir zur Verzweiflung, um so eher stürzen wir uns wie Sabbath in den schnellen, alles auslöschenden Kick des Orgasmus. Schnell, schnell, es bleibt nicht mehr viel zu leben!

Sabbath, dieser schmutzige alte Mann ohne Geld, Status und Lebensversicherung, mit seinem weißen Bart, dem ungepflegten Haar und schäbigem Äußeren macht nicht nur einen heruntergekommenen Eindruck; er hat sein Leben nicht vernünftig gelebt. Er hat sich nicht abgepolstert mit Familienleben und Anständigkeit, mit Küchengeräten, Er-und-Sie-Pärchenhandtüchern und -autos, Kunst überm Sofa. Er besitzt keinen Halt, keine Wurzeln und ist daher umso bedrohlicher für die, die einen Ruf und Güter zu schützen haben. Er sagt und tut das, wogegen sie sich mit materiellem Besitz, mit Schlaftabletten, Sport und Fitneßtraining immunisiert haben, um sich dann schließlich Herzinfarkte, Sexverzicht und eine strenge Diät einzuhandeln. Wenn man – wie der Zahnarzt Henry Zuckerman in Roths *Gegenleben* – derart aufgibt, wenn man es nicht fertigbringt, sich das zu nehmen, was man möchte, sondern kapituliert und tut, was man sollte, so führt das zu Streß und frühem Tod. Diese Überlegung spricht Sabbath frei vom Vorwurf asozialen Amokverhaltens, denn nur indem er handelt, wie er handelt, bleibt er gesund und bei Verstand. Ganz ähnlich kritisiert Henry Zuckerman, der sich zu einem rechtsextremen israelischen Siedler der Westbank gewandelt hat, politisch die »Hellenisierung« der amerikanischen Juden, ihre Assimilierung und ihr Bemühen, sich mit den Normen der Gois zu tarnen, und hält das für die Ursache seines Herzinfarkts; gegen seine wahre jüdische Natur haben ihn die anderen zu einem stressigen »normalen« Leben gezwungen. Darauf antwortet sein Bruder Nathan empört: »Und du glaubst, das ist es, was dich krank gemacht hat? ›Hellenisierung‹? Aristoteles' Leben scheint davon nicht ruiniert worden zu sein. Was zum Teufel soll das überhaupt *heißen*?«

Sabbath, die bislang unmoralischste oder moralischste Rothsche Figur, ist selbst dann tragisch, wenn er gemein ist. Wird er sentimental, blutet uns das Herz. Die Tragödie ist so massiv, daß sie in dem Moment zur tränentreibenden Komödie wird, wenn Sabbath auf dem jüdischen Friedhof neben seinen Eltern einen Platz für sich vormieten will und feststellt, daß eine Tante ihm schon zuvorgekommen ist. Selbst im Tod noch wird er an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Bei der Beerdigung seines Bruders in *Gegenleben* bemerkt Nathan Zuckerman, daß es ihm wieder einmal nicht gelungen ist, sich anständig zu verhalten: Er weigert sich, während der Feier eine Lobrede anzustimmen, da er das wirkliche Leben und sein schriftstellerisches Werk nicht auseinanderhalten kann. Er hat sich selbst zum Außenseiter gemacht. »Dieser Beruf versaut einem sogar die Trauer.«

Am Ende von *Die Tatsachen* fragt Nathan Zuckerman seinen Autor in einem Brief: »Wollen Sie damit andeuten, daß ohne die Kämpfe, ohne den Zorn, ohne die Konflikte und die Wildheit das Leben unglaublich langweilig ist, daß es keine Alternative zu der fanatischen Obsession gibt, die jemanden zum Schriftsteller machen kann, als diese angenehmen Abendessen, bei denen man bei Kerzenlicht und einer guten Flasche Wein über das Kindermädchen und den Haarschnitt

spricht?« Womöglich nicht. Leben ist Kampf. Einige genießen ihn, so wie Sabbath, und übernehmen ihre Rolle im absurden Theater des Lebens und spielen sie lustvoll aus. Andere gehen unter, so wie der Hund, der zu clever war, um auf der Windhundrennbahn hinter dem mechanischen Hasen herzulaufen, und der an der Startlinie wartete, bis das mechanische Ding ihn hinterrücks traf. Er mußte eingeschläfert werden, da er nicht tat, was er sollte. War er zu schlau oder zu dumm, um mitzumachen? Roth löst das Problem des sich Entscheidenmüssens, indem er sämtliche Rollen spielt und – flankiert von schizophrenen Dialogen, die in einer Art kathartischer verbaler Diarrhöe ausgespuckt werden – sämtliche Lösungen wählt. Wie jeder Künstler weiß auch er, daß es aufregender ist, die Übel der Hölle auszumalen oder beschrieben zu lesen als die Tugenden des Himmels. Gutsein ist langweilig. In Nathans Nachruf in *Gegenleben* erklärt der Autor, er habe versucht, ein moralisch einwandfreies Leben zu führen; sein fiktionales Alter ego, ein rohes, viehisches Schattenbild seiner selbst, sei allerdings für seine hinterbliebenen Freunde unterhaltsamer gewesen, vor allem in ihrem Schmerz.

Literatur:

Philip Roth: *Gegenleben*. Hanser Verlag, München/Wien 1988 (auch als dtv-Taschenbuch erhältlich: 423 Seiten, 16,90 Mark)

ders.: *Die Tatsachen. Autobiographie eines Schriftstellers*. Hanser Verlag, München/Wien 1991 (auch als dtv-Taschenbuch erhältlich: 237 Seiten, 14,90 Mark)

ders.: *Sabbaths Theater*. Hanser Verlag, München/Wien 1996, 496 Seiten, 49,80 Mark

Übersetzung aus dem Englischen von Christel Dormagen

Layla Dawson schrieb in KONKRET 11/95 über Edward W. Said

Konkret 11/96, S. 66

Christoph Keller

Melodie & Rhythmus

Hans Werner Henze: »Autobiographische Mitteilungen 1926-1995. Reiselieder mit böhmischen Quinten«. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1996, 627 S., 68 Mark

Hätten Henzes *Autobiographische Mitteilungen* neben einem Personen- auch ein Ortsregister, so müßte Meißen nicht weniger als dreimal verzeichnet sein: so sehr beschäftigt Henze sich mit dem Porzellan, das in die Brüche gegangen sein soll, als Luigi Nono bei einem Lunch auf die Frage, warum er bei der Premiere von Henzes Oper »Elegie für junge Liebende« hinausgelaufen sei, mit einem Anfall von Jähzorn reagierte. Dieser Umsturz des Mittagstisches scheint Henze arg getroffen zu haben, obwohl er selbst gar nicht dabei war. Von den Darmstädter Avantgardisten und Adornisten, die – wie Henze es formuliert – »sich den Schönheiten meiner Bemühungen entwanden«, war »Gigi« Nono der einzige, für den Henze eine gewisse Sympathie bewahrt hatte. Der »konsequent-intransigente« Adorno dagegen gefiel ihm gar nicht, scheint aber als »Teddy« auch irgendwie zur Familie zu gehören, sei's auch nur zu der der Prominenz – und findet als »seltsamer Vogel« immerhin noch einen Platz in der Voliére. »Kater Hinze«, so Henzes kokette Selbstbezeichnung, hätte ihn wohl gerne mal gepackt. Wenn er nur gekonnt hätte! Aber zu mehr als einem beleidigten Fauchen reicht es nicht. Adornos eigene Lieder seien eine »intelligente Fälschung«, keineswegs das Werk eines Künstlers, eines Komponisten. Als ob der Vogel ein Kater sein müßte. Wie eine Fälschung, allerdings nicht gerade eine intelligente, wirkt im übrigen die von Henze mitgeteilte Äußerung Adornos, neue Musik müsse chaotisch sein.

Von Heinz-Klaus Metzger, Musikphilosoph in der Nachfolge Adornos, fühlt sich Henze scheinbar derart bedroht, daß er ihn als »Musikforscher namens Metzger« in seinen Tierpark einführt. Anläßlich der Premiere von »König Hirsch« im Zürcher Opernhaus verteilten Studenten anno 1969 ein Pamphlet, worin Metzger den vorgeblichen Revolutionär Henze von links kritisierte; Henze anno 1996 nennt sie »Metzgergesellen«, den Text »ein freudloses Ejakulat« und die Aktion »irgendwie beeindruckend, so wie Savonarola oder Dr. Goebbels«.

Daß Henze auf Kritik mit groben Diffamierungen reagiert und auch nicht davor zurückschreckt, die Fakten zu verfälschen, kann man in den kürzlich erschienenen Schriften von Helmut Lachenmann nachlesen: Dort wird im Anhang eine im Arbeitstagebuch *Die englische Katze* publizierte Notiz Henzes über eine öffentliche Kontroverse mit Lachenmann wiedergegeben und mit dem Tonbandprotokoll der betreffenden Veranstaltung konfrontiert. Es stellt sich heraus, daß Henze nicht nur Lachenmanns Kritik an seiner Ästhetik entstellend verkürzt bzw. frei ergänzend referiert, sondern darüber hinaus den geradezu vorsichtig formulierenden Komponistenkollegen als »Ungezogenen« mit »schlechten Manieren«, als »pampig« und »feindselig« abkanzelt. Dagegen hat Lachenmann sich in einem Offenen Brief gewehrt, der ebenfalls in seinen Schriften nachzulesen ist. In Henzes Autobiographie sucht man allerdings vergeblich nach einer Darstellung dieser Auseinandersetzung; auf Lachenmanns profunde Argumente einzugehen, hielt Henze offenbar nicht für nötig. Dafür wissen wir nun dank den *Mitteilungen*, wann er unter Kopf-, Zahn- oder Ohrenschmerzen litt.

Die Heftigkeit gegenüber Kritikern kontrastiert derart mit der nüchtern-freundlichen bis überschwenglichen Darstellung ihm wohlgesonnener Menschen, daß die Vermutung sich aufdrängt, Henze habe nur Personen attackieren wollen, von denen er eh nichts (mehr) zu erwarten hat, im übrigen aber auf keinen Fall ein Risiko etwa wie Peter Rühmkorf eingehen wollen, der in seinem *Tabu* auch Freunde und einflußreiche Leute nicht verschont. Schonungslos offen scheint Henze einzig in seiner Selbstdarstellung zu sein, wenn er von seiner Unsicherheit, von Abstürzen und Selbstzerstörungsdrang berichtet. Doch das Bild vom einsamen Menschen, das immer wieder heraufbeschworen wird, entspricht mehr dem romantischen Künstlerklischee als der Realität des heutigen Musikbetriebs, in dem Henze sich so gut zurechtfindet wie wenige andere Komponisten. Seine Selbststilisierung geht bis in die Sprache, etwa wenn er in der dritten Person über sich spricht oder über eigene Werke sich äußert, als wäre er Musikkritiker. Hatte Schönberg noch gemeint, der Schaffende kümmere sich wenig um die Eigentümlichkeiten, die Müßige nachher seinen Stil nennen würden, so redet Henze über seinen »Personalstil« wie über eine Requisitenkammer, in der ein fester Bestand von musikalischen Gestalten abholbereit aufbewahrt ist.

Auch wenn Henze über seine Seelenleiden schreibt, meint man mitunter einen Bericht aus zweiter Hand, eine Art psychiatrisches Gutachten, zu lesen. Das Rätsel klärt sich erst weit hinten im Buch auf: Da tritt ein Psychoanalytiker auf den Plan, der Henze angeblich besser kennt als dieser sich selbst. Als Leser hätte man freilich die unverarbeitete Version von Henzes Erlebnissen und Erfahrungen vorgezogen, um selbst Psychologe spielen zu können. Davon bleibt nur die Rolle als Detektiv über, der Widersprüche in den Aussagen aufspürt, wie etwa den, daß Henze die Beziehung zur Mutter als wichtigste seines Lebens bezeichnet und ein paar Seiten später bekennt, die Wirklichkeit habe er ihr größtenteils immer verschwiegen. Das spricht auch nicht gerade für die Glaubwürdigkeit seiner Darstellungen: Entweder ist ersteres bloß eine Phrase, oder Henze hält Unwahrheit und Beziehung tatsächlich für vereinbar.

Wer den Henzeschen »Personalstil« im Medium der Sprache kennenlernen möchte, findet in diesem Buch allerdings reiches Material. Zu »Frau Mutter« fügt sich da »Frau Mode«; Herr Henze spricht wiederholt von »aller Herren Länder« und läßt einen Freund »in die ewigen Jagdgründe seiner ... Heimat« zurückkehren; Kohlsches Biederdeutsch (»diese unsere ...«) ist ihm ebenso geläufig wie alt- und neudeutscher Slang (»Als ob ihn das auch nur die Bohne interessiert hätte«, »als er mir die Flosse schüttelte«, »wo mich niemand anquatschen konnte«, »im Affenzahn«, »doofe Gewehre«, »angetörnt«). Bisweilen kommt die Sprache in biblischem oder sonstwie altertümelnden Duktus daher (»es begab sich, daß ...«, »eine glückliche Fügung verschlug ...«), und nicht selten setzt Henze gar zu poetischen Höhenflügen an, wo dann Wolkenbildungen zu »Kavalkaden himmlischer Wildpferde« oder zu »wie von Tiepolo entworfenen, zentrifugal sich tänzelnd entfernenden rosa Theaterwölkchen« werden. Manchmal endet die poetische Himmelfahrt mit einer Bruchlandung (»Auf den zarten grünen Spitzen, die aus den Reisfeldern zwischen Piemont und der Lombardei schauten, lag der giftige Staub (sic!) von Tschernobyl«); anderes ist hingeschludert und wirkt wie die Transkription eines Tonbanddiktats.

Im letzten Viertel scheint die Zeit derart gedrängt zu haben – schließlich mußte »die große Autobiographie des berühmten Komponisten« (Klappentext) rechtzeitig zum 70. Geburtstag am 1. Juli 1996 vorliegen – , daß es über weite Strecken nur noch zum Aneinanderreihen von Stichworten reichte: Die Autobiographie als Pflichtpensum, das mit Hilfe von Terminkalender und Tagebuchnotizen erledigt wird. Wie Einsprengsel – völlig bezuglos – sind da gelegentlich Zeitungsnachrichten in die Chronologie gesetzt. Ja, unpolitisch ist Henze, der Dutschke-Freund und ehemalige Cuba-Volontär, auch heute nicht. Es ist ihm z.B. »nicht entgangen, daß es auch in München ein Obdachlosenproblem gibt«. Dennoch weiß er inzwischen das »Fortschrittliche in der urbanen Sozialpolitik (Münchens, C.K.), das Gefühl, sich in einem modernen, demokratisch funktionierenden System zu bewegen, auf dessen Leistungen und Absicherungen man sich verlassen kann«, zu schätzen. Wo die Menschen hungern, fehlt es seiner Ansicht nach »an Ideen, an Medikamenten, an humanitärer Anthropologie und an der Nächstenliebe«. Um es in Henzes Jargon zu sagen: Da wäre wieder mal ein Ejakulat fällig.

Konkret 11/96, S. 66

René Martens

Melodie & Rhythmus

DJ Shadow: Endtroducing...; MoWax/edel. DJ Vadim: USSR Repetoire (The Theory of Verticality); Ninja Tune/RTD

»Ich liebe HipHop immer noch. Aber ich muß hart an dieser Beziehung arbeiten. Die Musik ist heute einfach zu konservativ, niemand experimentiert mehr«, sagt DJ Shadow. Die HipHop-Community, so seine Theorie, schmore heute im eigenen Saft, weil sie Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre alles daran gesetzt habe, sich gegen weitergehende Vereinnahmungen der Unterhaltungsindustrie abzuschotten. Seitdem habe die Szene auch keine neuen musikalischen Einflüsse mehr aufgenommen.

Der Kalifornier redet natürlich hauptsächlich von jenem HipHop, der auch kommerziell erfolgreich ist: dem mit Rap. Der ohne Rap zeichnet sich ja heute durch eine Ideenvielfalt aus, an die noch gar nicht zu denken war, als sich dieses Genre vor ca. zwei Jahren etablierte. Das beweisen, auf unterschiedliche Art, zwei Debüt-CDs: seine sowie die von DJ Vadim.

»Endtroducing...«, das Album von DJ Shadow, stehe, so der Künstler, für eine »extreme Form des Experimentierens«. Kann man so sagen. Er packt einen Viervierteltel-Break in einen Siebenachtel-Takt, arrangiert die Drums manchmal so, daß sie nicht programmiert klingen, sondern ähnlich wie bei einer Band, die sich in einen Groove hineinsteigert; er programmiert aus gesampelten Noten ein Klassikrock-verdächtiges Orgelsolo und kontrastiert auch mal einen Grindcore-Rhythmus mit schönfärberischen Saxophonklängen. Diese Aufzählung dürfte bereits verdeutlichen, daß Experimentierbereitschaft, von DJ Shadow so vehement eingefordert, kein Wert an sich ist. Seine Arbeit mit den Beats ist erbaulich, doch streckenweise klingt »Endtroducing« nach Bastelei zum Selbstzweck.

Während DJ Shadow interessanten, aber teilweise halt auch aufdringlich originellen HipHop spielt, ist DJ Vadim anderthalb Klassen besser. Sein Label würdigt ihn als Spion, Saboteur, Pirat und dergleichen mehr, und tatsächlich wendet er auf Musik all die Eigenschaften an, die man diesen Personengruppen gemeinhin unterstellt.

Die Tracks auf »USSR Repetoire«, stark von der Old School des HipHop beeinflußt, zeichnen sich durch eine für diese Musik neue Art von Langsamkeit aus. Das Zeitlupentempo lädt hier nicht, wie das bei vielen TripHop-Stücken der Fall ist, zum Aus-Chillen ein, es schärft vielmehr die Konzentration. Ohne jetzt Bedeutung, Härte- und Lautstärkegrad vergleichen zu wollen: Es läßt sich durchaus sagen, daß DJ Vadim für HipHop das ist, was die Melvins für Metal sind.

Konkret 11/96, S. 66

Michael Rudolf

Melodie & Rhythmus

Trey Gunn: The Third Star; King Crimson: THRaKaTTaK; V.A.: The Young Person□s Guide To Discipline; alle bei Discipline Global Mobile Records

Wenn einstmals oder noch nicht beliebte Interpreten sich auf ihrem weiteren Publikationspfad dem Gedanken der Selbstverwaltung ihrer Rechte verpflichtet fühlen, also irgendwie »Indie« sein zu müssen vorgeben, dann gibt es in der Regel zwei Erklärungsmodelle: Sie wollen 1. unbehelligt System- und/oder Weltfickerei betreiben, oder sie haben 2. (noch) nichts (mehr) zu melden.

Beides trifft hier nicht zu. Als da ist Trey Gunn, ein hochtalentierter Saiteninstrumentenspieler, der neuerlich mit der Klangerzeugung auf der »Warr-Guitar« zu überzeugen weiß, die, wie beim Stick, in einer Art Tappingtechnik bedient wird. Da formen sich die Finger schnell zu Zauberstäbchen, obwohl Gunn nicht der Versuchung verfällt, jeden Takt mit Kunststückchen zu überfrachten. Erstaunlicherweise finden wir die uns ja in völlig anderen »Zusammenhängen« bekanntgewordene Alice als Vokalistin wieder. Nicht so überraschend, wenngleich als Sängerin ab und an schon, die Anwesenheit von Toyah Wilcox. Das aber kommt so: Wilcox ist die Lebensgefährtin Robert Fripps, welchselber es wiederum ist, dessen Soundvisionen man innerhalb des Discipline Global Mobiles mehr oder weniger ambitioniert zu Leibe rückt.

Davon zeugt, neben »The Third Star«, die neueste King-Crimson-Livedokumentation »THRaKaTTaK« (nicht zu verwechseln mit »Snap! Attack«), ein waghalsiger Schritt in Richtung zeitgenössische elektronische Kammermusik: Selten hat die Welt soviel Mutwilligkeit in der Klangerzeugung gehört. Vorbei die Zeit von Märchenmusik und Gitarrengehummel, das trotz schnellstem Spiel nie fertig wurde, vorbei das Schmunzeln der Mitmusiker, wenn mit Fripp die Eingebung durchging, vorbei auch die rasende Bühnenfeindlichkeit. Jetzt ist er »Best Experimental Guitarrist« (lt. *Guitar Player*, 1995) und treibt die Band ins musikalisch Ungewisse – Rockmusik ist das jedenfalls nicht mehr. Für die einen eine Zumutung, für andere ein wahrer Improvisationsspaß.

Im DGM-Pool finden wir auch andere interessante Namen wieder: Peter Hammill, Europe String Choir, Ten Seconds, California Guitar Trio, The League of Gentlemen, Los Gouchos Alemanes und die Soloaktivitäten der King-Crimson-Mitglieder Robert Fripp, Adrian Belew, Trey Gunn usw. Orientierungshalber nachzuhören auf dem Labelsampler »The Young Person□s Guide To Discipline«.

Das Projekt versteht sich als selbstverwaltet und sucht sich seine Distributionspartner je nach Kontinent unter höchst eigenwilligen Kriterien aus. Ob freilich mit Rough Trade und Intercord hierzulande die richtigen Partner gewählt wurden, steht dahin, denn die Arbeit des Rezensenten wird nicht eben unterstützt. Das mag u.U. im Sinne Fripps sein, der King Crimson ja schon einmal, 1974, aufgelöst hat, weil die Band zur »Institution zum Geldverdienen« erstarrt sei. Na, dann weiterhin viel Spaß.

Konkret 11/96, S. 68

Oliver Tolmein

Von Pinschern für Pinscher?

Nicht alle Rechten sind tierlieb. Und Tierquälerei schadet auch den Menschen. Das Tierschutzgesetz hilft aber nur der deutschen Schlachtindustrie. Ein Exkurs in die Welt der Rechte und der Menschen

Die beiden jungen Männer wollten den Hund ein bißchen quälen, und weil er sich weigerte, Essig zu trinken, haben sie ihn in einen vorgeheizten Gasbackofen gesperrt. Dem malträtierten Tier sprühte Maik W. dann Haarspray ins Fell und zündete es an. Weil der Hund danach immer noch lebte, wurde er mit einem Beil und einem Butterfly-Messer malträtiert, der Kadaver anschließend in die Büsche geworfen. Ob die Geschichte, mit der zwei der rechten Grevesmühlener Jugendlichen die Brandspuren an ihren Haaren erklärten, um sich so ein Alibi für den Mord an zehn Menschen in der Lübecker Hafenstraße zu verschaffen, stimmt, vor allem ob sie, für den Fall, daß sie wahr sein sollte, auch tatsächlich als Alibi taugt, kann man mit guten Gründen bezweifeln – bemerkenswert ist sie dennoch: als Beispiel dafür, wie junge deutsch fühlende und denkende Männer, wenngleich möglicherweise nur in der eigenen beschränkten Vorstellungswelt, ihren Stolz auf körperliche Überlegenheit und ihre Wut über den Mangel an Willfährigkeit des Opfers ohne jedes Mitleid in rohe Gewalt umsetzten. Daß sich das ausgelieferte Tier widersetzte, daß es den beiden Männern den Gefallen nicht erwies, Essig zu trinken, hatte seine qualvolle Ermordung zur Konsequenz. Die Ablehnung westlicher zivilisatorischer Standards, die stille Sehnsucht nach einer anderen, ordentlichen und festgefügten Gesellschaft, das Faible für den autoritären Staat und der Besitz eines Herzens für Tiere sind also auch in Deutschland keineswegs notwendig ein und dasselbe.

Nun ist es zweifellos ein böser Witz, daß gegen die beiden Grevesmühlener Dirk T. und Maik W. mittlerweile ein Verfahren wegen Tierquälerei eingeleitet worden ist, trotz aller belastenden Indizien aber wegen des Brandanschlages auf die Lübecker Asyl-Unterkunft nicht mehr gegen sie ermittelt wird. Daraus läßt sich jedoch nur einiges über das Interesse der Justiz an der Aufklärung der Morde an Flüchtlingen ableiten, wenig über die Wirksamkeit und Beschaffenheit des strafrechtlichen Tierschutzes in der Bundesrepublik. Über den klärt allerdings Albert Lorz auf, Vizepräsident des Bayrischen Obersten Landesgerichts a.D. und wichtigster Kommentator des gegenwärtig gültigen Tierschutz-Gesetzes, der in einem 1994 in der maßgeblichen Fachzeitschrift »Natur und Recht« veröffentlichten Aufsatz die Ursprünge des gegenwärtigen Rechts geradezu begeistert im Nationalsozialismus verortet: »Erst das Gesetz zur Änderung strafrechtlicher Vorschriften vom 26.5.1933 brachte den langerhofften Wandel (weg von der Bestrafung der Tiermißhandlung wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, also der Verletzung menschlichen Empfindens, wie sie das StGB von 1871 vorsah, O.T.). Nach Paragraph 145 b StGB konnte jetzt wegen eines Vergehens bestraft werden, wer ein Tier ›roh mißhandelt oder absichtlich quält‹. Das bedeutete die Bestrafung der Tiermißhandlung als solcher und damit den Übergang zum ethischen Tierschutz. Die Sternstunde des deutschen Tierschutzrechts war gekommen. Es erfuhr – nach der Vorwegnahme des Schlachtrechts (am 21.4.33, das in Paragraph 1 das Verbot des Schlachtens nach jüdischem Ritus festschrieb, O.T.) – seine Ausprägung im (Reichs-)Tierschutzgesetz vom 24.11.1933. Nach der Amtlichen Begründung fand in diesem Gesetz ›der Gedanke Raum, daß das Tier des Tieres wegen geschützt werden muß‹. Damit war die Richtung für die spätere Entwicklung aufgezeigt.«

Daß die Nazis sich dem Schäferhund und der deutschen Schlachtindustrie besonders eng verwandt fühlten, überrascht weniger als die Tatsache, daß die Frage, ob Tiere geschächtet, also ohne Betäubung getötet werden dürfen, wie es sowohl religiöse Vorschriften im Islam als auch im Judentum vorschreiben, auch heute noch ein Hauptthema der juristischen Tierschutzkontroverse vor deutschen Verwaltungsgerichten ist. Trotz dieser ruhmreichen Tradition, in der seine Verfechter das deutsche Tierschutz-Gesetz sehen, spielen aber die Paragraphen 17 und 18 des Tierschutzgesetzes, die die »rohe Mißhandlung«, verschiedene Formen der Tierquälerei und das Töten eines Wirbeltiers »ohne vernünftigen Grund« unter Strafe stellen, in der Praxis derzeit keine nennenswerte Rolle. Die Verurteilung eines Sport-Anglers zu Geldstrafe wegen stundenlanger »Lebendhälterung« gefangener Rotaugen in Setzkeschern oder der Richterspruch gegen einen Hundezüchter wegen täglichen Hochbindens frisch kupierter Hundeohren – viel mehr hat die Justiz im Kampf für den Schutz des Tieres um des Tieres willen nicht zu bieten. Dortjedenfalls, wo Interessen auf dem Spiel stehen, die über die der Hobby-Tierjäger, -sammler, -züchter hinausgehen, hat der Tierschutz, wenn es überhaupt zu einem Verfahren kommt, kaum eine Chance. Zwar fügt es nach höchstrichterlicher Rechtsprechung Hennen Leiden zu, wenn sie zu fünft in 41x33x50 cm kleinen Käfigen gehalten werden, die in Doppelreihen zu jeweils vier Stück übereinander gestapelt sind, die Leiden sollen aber nicht »erheblich« sein und deswegen den Tatbestand des Paragraphen 17b TierSchG nicht erfüllen.

Das Bundesverfassungsgericht, das sich auch in Sachen Menschenrechte immer wieder abwägungsbereit gezeigt hat, erklärte 1972 das Verbot, Tiere per Nachnahme zu verschicken, für verfassungswidrig, weil es lieber nicht-abgeholte Meerschweinchen, Kaninchen oder Wiesel auf Postämtern verhungern und verdursten sehen als westfälische Kleinbauern mit dem Zwang, Rechnungen einzutreiben, belasten wollte. In einem anderen, rechtspolitisch bedeutsameren Fall hat das Bundesverfassungsgericht 1994 einen Vorlagebeschluß des Verwaltungsgerichts Berlin für unzulässig erklärt – und damit

einer großzügigen Auslegung des Tierschutzgesetzes, vor allem mit Blick auf die Genehmigung von Tierversuchen, Tür und Tor geöffnet.

Geklagt hatte ein Neurophysiologe, nachdem ihm von 1985 bis 1991 kontinuierlich befristete Genehmigungen erteilt, schließlich aber weitere Versuche durch die Hochschulverwaltung untersagt worden waren. Der Forscher wollte die neurophysiologischen Grundlagen des sogenannten optokinetischen Nystagmus (unwillkürliche Augenzuckungen, die durch optische Rei-ze ausgelöst werden) erkunden. Den Versuchstieren, es handelte sich um Affen, wurde während der ersten Lebenstage ein Augenlid operativ verschlossen. Nach frühestens einem Jahr öffnete der Operateur das Lid wieder und implantierte den Tieren eine dünne Kupferdrahtspule unter die Bindehaut, die eine Messung der Augenbewegungen ermöglichte. Bei manchen Tieren wurde außerdem eine Öffnung in den Schädelknochen geschnitten, in die ein Mikroelektrodenhalter eingesetzt werden konnte: Das ermöglichte die Einführung von Mikroelektroden, die Aktivitäten auf der Hirnrinde oder in subkortikalen Strukturen messen sollten. Gleichzeitig implantierten die Forscher mehrere Schrauben fest in den Schädel, um bei den Versuchen, die über einen Zeitraum von sechs Monaten dreimal die Woche stattfanden, den Kopf des Affen an einem Gestell befestigen zu können. Nach Beendigung der mehrmonatigen Experimente wurden die Affen getötet.

Die Forschungsfreiheit, die der Wissenschaftler für sich reklamiert, erweist sich als Mittel, um eine totale Ausbeutung seiner Objekte ins Werk zu setzen; als stereotype Begründungs-Formel verwandt, dient sie dazu, auch die pure Barbarei noch als fortschrittliches Forschen nach neuen Erkenntnissen zu legitimieren. Daß er sich an Tieren schadlos hält, wird man ihm schwerlich als Menschenfreundlichkeit auslegen dürfen: Es ist pragmatische Selbstbescheidung, er nimmt als Material, was er kriegen kann. Kollegen, die zu anderen Zeiten Areale und Funktionsweisen des Gehirns erforschen wollten, haben sich, so gut es ging, auch in Haftanstalten, Behindertenheimen und psychiatrischen Kliniken ihre Opfer gesucht. »Da viele Erkenntnisse der Neurowissenschaften nur durch die Untersuchung des lebenden Gehirns gewonnen werden können, stoßen die Wissenschaften in einen Bereich vor, wo sie auf ethische und rechtliche Grenzen stoßen«, schreiben die Hirnforscher Hess und Ploog in dem 1988 veröffentlichten Band *Neurowissenschaften und Ethik*. Ein Dilemma, das es auf vergleichbare Weise auch in anderen wissenschaftlichen Bereichen gibt und aus dem sich die Experimentatoren auf vielerlei Pfaden Auswege suchen: Die einen hantieren mit Hirngewebe, das sie Epileptikern entfernen, und versuchen, den Stoffwechsel der Zellen in Gang zu halten; andere zentrifugieren fetales Hirngewebe und versuchen auf gentechnischem Wege, Kulturen anzulegen und so die benötigten Mengen des Materials zu produzieren; wieder andere pflegen Affen an Apparaturen festzuschrauben und ihnen den Kopf für ihre Tests aufzubohren. Und die Debatte um die Bioethik-Konvention, die auch Forschung an einwilligungsunfähigen Patienten erlauben soll, dokumentiert, daß die alten Begehrlichkeiten der Wissenschaft zwar derzeit noch begrenzt werden können, daß diese Grenzen aber keineswegs dauerhaft festgelegt sind.

Ergebnisse der Forschung am Lebendobjekt sind oft genug Erkenntnisse darüber, daß diese oder jene Krankheitssymptome angeboren sein sollen, daß bestimmte Verhaltensauffälligkeiten physiologisch erklärt werden können. Aber auch Projekte wie die Transplantation von fetalen Hirnzellen ins Gehirn von Erwachsenen zur Bekämpfung von Parkinson, Alzheimer und bald wohl auch Schizophrenie verdanken wir dieser verbrauchenden Forschung. Hier soll nicht einer prinzipiellen Absage an Tierversuche das Wort geredet werden. Es reicht festzustellen, daß gerade diejenigen Fraktionen von Wissenschaftlern, deren reduktionistische und oftmals biologistische Erklärungsmodelle in besonderer Weise dazu beitragen, daß in den Industriegesellschaften der Glaube an die Optimierungsfähigkeit des Menschen das Interesse an sozialer Emanzipation erstickt, auch auf Tierversuche setzen. Das ist, wie schon Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* mit Blick auf die Behavioristen festgestellt haben, kein Zufall: »Daß sie auf die Menschen dieselben Formeln und Resultate anwenden, die sie, entfesselt, in ihren scheußlichen physiologischen Laboratorien wehrlosen Tieren abzwingen, bekundet den Unterschied (zwischen Mensch und Tier, O.T.) auf besonders abgefeimte Art. Den Schluß, den sie aus den verstümmelten Tierleibern ziehen, paßt nicht aufs Tier in Freiheit, sondern auf den Menschen heute. Er bekundet, indem er sich am Tier vergeht, daß er, und nur er, freiwillig so mechanisch, blind und automatisch funktioniert, wie die Zuckungen der gefesselten Opfer, die der Fachmann sich zunutze macht.«

Ein ähnliches Phänomen ist im übrigen auch in der industrialisierten Landwirtschaft zu beobachten, wo die Tiere so rücksichtlos auf ihren einzigen Zweck, die Verwertung hin, produziert und am Leben erhalten werden, wie im kapitalistischen Idealfall auch die unvermeidliche Masse Mensch, die zur Mehrwertproduktion benötigt wird, eingesetzt werden sollte. Hier bricht sich eine ganz und gar nicht alternative Form der Ganzheitlichkeit Bahn, das Streben, den Zwang grenzenlos werden zu lassen und total verfügen zu können (ohne in jedem Moment auch tatsächlich total zu verfügen).

Der Aufschwung der Tierrechts-Bewegung in den 70er und 80er Jahren ist auch aus einer Protesthaltung gegen die Ausbreitung der industriellen Rationalisierung zu erklären, deren extremistische Perspektive in der Behandlung der Tiere sich so deutlich zeigt wie sonst selten. Deswegen ist es jedenfalls nicht sehr ergiebig, der Forderung nach Rechten für Tiere mit einem Hohelied auf die menschliche Vernunft, die Fähigkeit zu Bewußtwerdung, komplexer Kommunikation und Wissenskumulation zu entgegnen. Damit wird nicht nur die Dialektik der Aufklärung zu einer geradlinigen Erfolgsgeschichte verhunzt: »In Krieg und Frieden, Arena und Schlachthaus, vom langsamen Tod des Elefanten, den

primitive Menschenhorden auf Grund der ersten Planung überwältigten, bis zur lückenlosen Ausbeutung der Tierwelt heute, haben die unvernünftigen Geschöpfe stets Vernunft erfahren« (Adorno/Horkheimer).

Mit dieser selbstbewußten Verweisung wird auch davon abgelenkt, daß nicht die Zuweisung von »Menschenrechten« an Primaten, so absurd sie anmutet, das Kernproblem der Auseinandersetzung um Tierschutz und Tierrechte ist. Es wird nicht viel helfen, aber ebenso nicht viel schaden, wenn auch Affen wegen ihrer Religion und ihres Geschlechts nicht diskriminiert werden dürfen, wenn ihnen Freizügigkeit zugestanden würde, das Recht auf freie Meinungsäußerung oder auf körperliche Unversehrtheit. Die Umsetzung dieser Rechte wäre zwar etwas schwierig, müßte doch zumindest jedem Tier ein Betreuer zur Seite gestellt werden, der die eventuelle Verletzung der Rechte registrieren und Änderung einklagen könnte – aber es gibt weniger skurrile Projekte, die der Menschheit weitaus gravierendere Schäden zugefügt haben, als es dieses ohnehin wohl kaum sehr erfolgreiche tun würde. Es bestünde also reichlich Anlaß zur Gelassenheit, würde die Idee etlicher Tierrechtler nicht auf etwas anderes hinauslaufen: Sie streben in erster Linie nicht die Ausweitung von »Menschenrechten« an, sondern eine Absage an die Idee der Menschenrechte. Statt Menschen, weil sie Menschen sind, grundlegende Rechte zuzuerkennen, wollen sie diese von spezifischen Qualifikationen abhängig machen: Diese Qualifikationen entsprechen denen, die Uli Krug (in KONKRET 9/96) und andere Tierrechtsgegner als Abgrenzungskriterien für den Unterschied von Mensch und Tier nehmen. Peter Singer und andere argumentieren ja gerade damit, daß Primaten und andere Tiere im Gegensatz zu manchen Menschen mit schweren geistigen Behinderungen in der Lage seien, »Selbst-Bewußtsein« zu erlangen, auf komplexe Weise zu kommunizieren und sich sogar als »distinkte Entitäten« zu begreifen.

Der Gedanke an Tierschutz wird in einem so begründeten Plädoyer für Tierrechte zur Nebensache, in den Vordergrund schiebt sich das Interesse, über eine bestimmte Kategorie von Lebewesen, auch Menschen, so frei und nach dem Kalkül des vermeintlich größten allgemeinen Nutzens verfügen zu können, wie es heute die Gegner jeder Form von Tierschutz bei Tieren schon tun. Daß diesen Überlegungen auch die Utopie einer Gesellschaft, in der es kein Leiden mehr geben soll, zugrundeliegt, dokumentiert nur, wie eindimensional das Verständnis von sozialen Zusammenhängen und vom Wert menschlichen Lebens ist. Deswegen ist in der Diskussion um Tierrechte und ihren von dem der Menschenrechte zu unterscheidenden Charakter vor allem auf die Einheit der Menschheit zu verweisen, die den Anspruch auf Gleichheit und Freiheit für jeden und jede einzelne, unabhängig davon, ob sie wie auch immer beschaffenen biologischen und intellektuellen Qualitätsanforderungen entspricht, begründet. Es gibt kein als »Tierheit« zu bezeichnendes Pendant zur Menschheit, die sich nicht allein durch die Bewußtseins-Kompetenz der Individuen auszeichnet, sondern auch durch die selbstgeschaffenen und entwickelten sozialen, eben nicht »natürlichen« Strukturen.

Gerade deswegen gibt es aber gute Gründe, die rücksichtslose Indienstnahme und Zerstörung der Natur durch den Menschen nicht einfach als notwendige Nebenwirkung des »Fortschritts« hinzunehmen. Das Wohin wird auch durch die Mittel bestimmt, die auf dem Weg dorthin verbraucht werden. Tierschutz sollte daher nicht einfach als Projekt rabiater Bioethiker oder einer biozentrischen Veganerschar abgetan werden, die es gerne wieder so wild, allerdings mit mehr Soja haben möchten, wie sie es sich z.B. beim glücklichen Tiger im Urwald vorstellen (der seinerseits die Idee eines Menschenschutzes wahrscheinlich höchst unappetitlich und überflüssig finden würde). Ein Tierschutz, der diesen Namen verdiente und der nicht vom Pinscher für Pinscher gedacht würde, wäre ein bedeutender Beweis für Zivilisation – und könnte überdies, zumindest mittelbar, auch die Verwertung des Menschen durch den Menschen erschweren.

Oliver Tolmein ißt Lammfleisch und hat keine Katze mehr

Konkret 11/96, S. 71

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Alljahr

wenn Nietzsches Krähen stadtwärts unterwegs sind schwirren Flugs und Rainer Maria Rilke für Wüstenrot wirbt, kurz: immer wenn der unfreundliche Kellner namens Herbst mir die Depressionskaltschale vor den Latz knallt, dann öffne ich den von van Goghs Sonnenblumen getarnten Tresor meines Herzens und schau nach, welche hiedrin eingeschreinten Schicksalsschläge Soldat werden* müssen, weil sie im Laufe des Jahrs an spezifischem Schmerzgewicht nachgelassen haben, und welche frischgeschlagnen großkalibrigen Wunden an deren Statt in den Schatzkasten meiner Leidenskleinodien einrücken dürfen. So sonderte ich heuer die Demütigung einer Bezugsperson aus, die, obwohl hündisch angebettelt darum, mir nicht eine einzige Ansichtenpostkarte von ihren zahlreichen luxuriösen Ferienabsteigen zugeleitet, und gliederte dafür in den Ewigen Fundus meiner Misere den K.o. von Rügen ein. Ich war auf dieses Eiland anfangs Juni in zwei bitterkühlen Etappen von meiner Heimatgemeinde Hamburg aus eingeradelt, in meiner Eigenschaft als emeritierter Oberstudienrat Doktor Thormaier in der Serie »Ein Bayer auf Rügen«**, und es war, glaub ich, der zehnte oder elfte Drehtag der fünften Staffel, als ich den fürchterlichen Streich empfing. Ein Tag wars, an dem sich, aufgestachelt vom Ostnordost, Sonne und Wolke um die Vorherrschaft am Himmel balgten, reines Gift für die Innen/Nacht abgewandte Partie Außen/Tag, wo jede Szene entweder besonnt oder bewölkt in den Kasten muß, weil der Mensch am Bildschirm sonst sich zurecht erregt fragen müßte: »Haben die denn ihre fünf Anschlußsinne noch beisammen?«, wenn beispielsweise in einem TV-Mysterienspiel der Lazarus die Maria Magdalena bei Sonnenschein früge: »Wolln wir heut auf ein Giros gehn zu Platon?«, und die Maria Magdalena antwortete dem Lazarus unter bewölkten Bedingungen: »Ach nein, Schatz, laß uns lieber zu Pontius gehn auf eine Pizza.« An solch lichtdurcheinandrigen Tagen ist seitens der Darsteller höchste Flexibilität, also Stand by, geboten. Ich aber, ein gewiß doch nicht unerfahrener TV-Hoppelhase, sah weder auf zum Himmel noch vertiefte ich mich in die Dispo, den Tagesdrehplan, sondern ich glaubte aufs sinnlosleichtsinnigste einer Darstellerkollegin, die meinte, ich hätte bis zu meinem Auftritt bestimmt noch eine gute Stunde hin, erst müsse ja wohl das Bild xy noch gedreht werden. War ich nur blöd? Oder stand ich unter Selbstvernichtungsstrom? Der Psychiater wirds wissen. Ich jedenfalls zog der Wahrnehmung, daß die mit mir in ein und dieselbe Szene involvierten Darstellerkollegen bereits Platz genommen hatten im Produktionsshuttle, den Wahn vor, für die schlapp zwanzig Kilometer von Binz zum Drehort Sassnitz, wie die Tennisleute bei gewisser Konstellation, alle Zeit der Welt zu haben, bestieg sträflich lässig meinen Vierundzwanziggänger und begann, gemächlich tretend, ausgangs der Ferienanlage Prora meinen Text zu repetieren, da – auf Höhe Mukran, wo die Butterfahrtkatamarane nach Polen abheben – näherte sich vom Horizont ein Punkt, der sich grausam rasch als der Szenezubringer entpuppte. Und aus mir, dem Darsteller einer pädagogischen Respektsperson mit Großem Latinum, wurde razfaz ein Feudl, über den sich der Kehricht scheckig lacht. Sag nichts, sagte ich, weiß wie Wand, zu Guido, dem Fahrer, der mir das Rad unterm Hintern wegzog, auf die Rückbank warf, wendete und das Gaspedal durchtrat, sag nichts, sagte ich, ich weiß, jetzt bin ich dran ... Fünfzehn Minuten können eine Ewigkeit sein, für einen Darsteller und für ein zwanzigköpfiges Team, das auf ihn wartet. Als wir den schmalen Schlagloch/Pflaster-Damm zum Sassnitzer Hafen hinuntergerumpelt waren, bogen wir ein in meinen Place du Bastonade. Was sind Sturmflut und das Beben der Erde gegen eines Menschen Wüten, wenn dieser Kerl ein zwei Meter großer, bebarteter, von den Zin-nen Tirols herabgestiegner, im Seriengewerbe höchstrenommierter Regisseur ist. Zum Produktionsleiter und dessen Assistenten hatte er, wie ich später hörte, mehrmals laut wie der Vesuv anno 79 n. Chr. Verwunderung über meine Anreisemodalitäten vorgetragen, dann knöpfte er sich mich ans Chemisett: »Seit ana halben Stund warten mir auf di, und wo bischt? Fohrscht mim Radl umeinand. Bischt a Schauspieler oder bischt varruckt? I schmeiß glei dei Radl ins Wossa. Du kimmscht mir nie mehr mim Radl. Merk dir des. Nie mehr mim Radl. Wer bischtn du, daßd mim Radl kemma derfscht. Los, geh auf dein Platz!« An vom Hocker lockres Spiel war nach dieser Züchtigung nicht zu denken, zumal der Titan hinterm Monitor mit hohngetränkten Invektiven, ob ich ein Brett aus Holz oder die toten Augen von London zu verkörpern beabsichtigte, dem Riesenanschiß glaubte nachkarten zu sollen. Ich wäre am liebsten in vollem Rollenwichs ins Wasser gegangen, hätte mich Wolfgang Fierek, der Star der Serie, nicht aufgebauet, mit freundlichem »Gäh, Tommi, des schaffst scho.« Nach einigen der Schieflage meines Seyns geschuldeten Versprechern war die Szene gestorben und ich noch am Leben. Und während die Technik das nächste Bild einrichtete, schlich ich zum Spielleiter, wie das Kind zum Nachbarn, das mit dem Versprechen, nie wieder eine Scheibe einzudeppern, den Ball auszulösen trachtet, und bat aufs Devoteste, nach Binz retourradeln zu dürfen, therapeutisch dringend gebotner Frustabfuhr wegen. Mein GOtt, war ich glücklich, als er mirs erlaubte, der Werner Masten, der grundgütige, den ich ausklangs der 79 Folgen der Serie***, hiermit artig grüße.

Der Mensch ist manchmal dick und manchmal ist er hager

Doch immer trinkt der Mensch das jedem Körper kompatible Binding Lager

Der Mensch liebt manchmal eher Brahms, dann wieder liebt er eher Schlager

Doch jeder Mensch liebt die Musik, die nach dem Kronenkorkenplopp erklingt, aus einem melodjösen Fläschchen Binding Lager

Menschen giebts, die geben lebenslang nur Auskunft, dann giebts Menschen, die sind lebenslange Frager

Doch fraglos ist die einzig rechte Antwort auf den Durst: das bravouröse Binding Lager

Lieber Herr Krieg vom hessischen Rauschausstatter Binding Lager! Sie waren uns, dem Rayk and me und all den köpfisch blendend aufgelegten Autoren****, die sich am Sonntag, 6.10., in Doros und Hörmies Buchte F 144 in H 6 am Defilee der somnambulisch in Büchern Herumblätternden entzückten, ein Big spender, wie er in keiner Bibel steht. Denn für jeden Zwozeiler aus meiner Sicht auf Ihr werthes Produkt rückten Sie fünf vorzüglich temperierte Fläschchen raus.

Sie hingegen, Herr Doktor Josef Joffe von der »Süddeutschen Zeitung«, sind uns mehr mehr als weniger unvollkommen in Erinnerung. Zu kleinerm Teil liegt dies an ihrer Frau, die Gremlizas Urteil über Gräfin Dönhoffs Goldhagen-Anmerkung (»express«, 10/96) mit Nörgelei in Auge und Stimme zu »prä...« ???? fand (was für ein prä, war nicht abzufragen, da sie nach prä zack weg war). Hauptsächlich aber sind *Sie* der von uns Bejammertundbeklagte, der wo sich am Stand mit dem unerbittlichen Standpunkt in eine »vornehmere Zurkenntnisnahme« von Antisemitismus reinredete und unter Mitnahme des kostenpflichtigen Oktoberheftes incl. Literaturinlet zu entfernen suchte. Das kost't zehn Mark, sagte ich Ihnen, aber ich lade Sie ein; und da ich keinen Zehner hatte, steckte ich Ihnen einen Zwanziger ins Anzugtascherl außen links. Wie Sie nun die Banknote zu retournieren probierten, fiel dieselbe Ihnen zu Boden, und sie mußten sich, begleitet von Jutta Ditfurths Schmunzeln, bücken, und das Saiblingrosa der Scham zauberte sich in Ihre Wangen. Noch zwei Runden Binding Lager später, während der wir ihr teigiges Jein zu Szeientolodschi mit Jürgen Elsässers mathematisch-gesellschaftswissenschaftlichpräziser Zuordnung dieses Phänomens zum Globalkapitalismus in Deutschlands bedeutendster Tageszeitung »junge Welt« verglichen, schüttelten wir mit etwa 0,3 KmH die Köpfe über Einen, der mit dem Antisemitismus »vornehmer« abrechnen will, aber keinen Zehner einstecken hat für scharfes Zeitschriftenfleisch mit literarischer Sättigungsbeilage.

* ein Ausdruck meines Vaters = müssen raus, weg, an die Front

** Buch Felix Huby

*** ab 30.10. wieder auf Kanal Sat.1

**** hallo, Jürgen Roth!

Konkret 11/96, S. 72

Michael Hahn

Film & Theater

Hinter diesen Mauern ...

Regie: Jule Buerjes und Heike Kleffner; Videofilm; BRD 1996; 70 Minuten; Verleih über »Querblick«, Gottlieb-Daimler-Str. 3, 78467 Konstanz

Lynne Abraham ist Oberstaatsanwältin von Philadelphia und gilt als aussichtsreiche Bewerberin bei den nächsten Bürgermeisterwahlen. Den Filmemacherinnen Jule Buerjes und Heike Kleffner erzählt sie freimütig, was sie über Kriminelle denkt: »Sobald diese Leute (aus dem Knast) herauskommen, fangen sie wieder an, dasselbe zu machen. Diese Menschen sind asozial. Man kann sie nicht ändern. Wir werden nie frei von ihnen sein. Man darf nicht nett sein zu diesem kriminellen Element, das auf den üblichen gesellschaftlichen Druck nicht reagiert.«

Wenn es nach der Oberstaatsanwältin geht, wird Philadelphia bald »frei sein« von Mumia Abu-Jamal. Wie die meisten KONKRET-Leser/innen wissen, wurde der afroamerikanische Journalist vor 14 Jahren wegen angeblichen Polizistenmordes unter skandalösen Umständen zum Tode verurteilt und wartet seither auf seine Hinrichtung. Ein erster staatlicher Mordbefehl wurde im August 1995 nach weltweiten Protesten aufgehoben. Derzeit berät der Oberste Gerichtshof des Bundesstaates Pennsylvania über Abu-Jamals Antrag auf einen neuen Prozeß. Wird der Antrag abgelehnt, will der zuständige Gouverneur einen neuen Exekutionstermin festsetzen.

Der von dem Kölner »Kaos Film- und Videoteam« produzierte Film zeichnet nach, wie gnadenlos die Behörden die Hinrichtung Abu-Jamals anstreben – unbeirrt von allen Indizien für seine Unschuld. Joseph McGill, der Staatsanwalt des 82er-Prozesses, zeigt sich in einem Interview davon überzeugt, daß damals der wahre Täter verurteilt wurde. Geschickt dazu montiert sind Aussagen von Verteidiger Len Weinglass, der McGills Behauptungen Stück für Stück zerpflückt. Daneben kommen eine Reihe von politischen Weggefährten und Familienangehörigen Abu-Jamals zu Wort.

Ob Abu-Jamal wirklich wegen seiner politischen Geschichte (u.a. in der Black Panther Party und als Sympathisant der Gruppe MOVE) verurteilt wurde (wie es der Film andeutet), muß offen bleiben. Es ist anzunehmen, daß auch mit jedem anderen 27jährigen Afroamerikaner, der – selbst schwer verletzt – neben einem tödlich getroffenen Polizisten aufgefunden wird, kurzer Prozeß gemacht wird. In den Todeszellen der US-Knäste sitzen derzeit über 3.000 Menschen, fast alle davon zu arm, um sich gute Anwälte zu leisten, und viele zu dunkelhäutig, um auf unvoreingenommene Geschworene zu treffen. »Hinter diesen Mauern ...« zeigt, wie Kriminalitätshysterie und Rassismus über Leichen gehen.

Konkret 11/96, S. 72

Jan Pehrke

Film & Theater

Die Jur

Regie: Joel Schumacher; mit Matthew McConaughey, Kevin Spacey, Sandra Bullock; USA 1996; 150 Minuten; ab 7.11. im Kino

Der deutsche Verleihtitel liegt zwar völlig daneben, signalisiert dem Konsumenten aber sofort, daß es sich um eine weitere Grisham-Verfilmung handelt. Das Original heißt ebensowenig »The Jury« wie Geschworene im Mittelpunkt der Geschichte stehen. Ein Gerichtsfilm mit seinem Universum der akribischen Wahrheitssuche, der endlosen Wortgefechte und der »Rationalität durch Verfahren« ist »Die Jury« beileibe nicht. Der US-Titel »A Time to Kill« mit seiner Anspielung auf das alttestamentarische »Ein jegliches hat seine Zeit ... würgen und heilen, brechen und bauen« gibt die Richtung schon deutlicher vor. Um die Rechtfertigung von Selbstjustiz geht es. Und zwar um eine äußerst perfide, in einen antirassistischen Diskurs verpackte.

Ein junges schwarzes Mädchen wird von zwei »White Trashern« vergewaltigt. Ihr Vater lauert den beiden Beschuldigten im Gericht auf und erschießt sie. Seine Verteidigung übernimmt der sympathisch abgerissene Berufsanfänger Jake Brigance. Mit einem Plädoyer auf Unzurechnungsfähigkeit hofft er, Bailey vor der Todesstrafe zu bewahren. An sich hat der Jurist gar nichts gegen die Todesstrafe, insbesondere nicht gegen die, die sein Mandant standrechtlich exekutiert hat – schließlich ist man ja auch Vater. In großer Koalition mit einer liberalen Jura-Studentin nimmt Brigance den Kampf gegen Staatsanwalt Buckley auf, bezeichnenderweise von Hollywoods neuem Oberschurken Kevin Spacey gespielt. Und erwartungsgemäß verwendet der Fiesling keinen Halbsatz darauf, zivilisatorischen Grundstandards gegen die Westerner-Mentalität Geltung zu verschaffen, sondern trickst nur herum.

Zum Ende hin scheint jedoch ein halber Gedanke aufzutauchen. Am Tag vor dem Schlußplädoyer kündigen Anwalt und Mandant ihre »Come together«-Solidarität auf und beschließen, die Tatsache, daß Schwarze und Weiße nicht in einem Boot sitzen, zur Grundlage der Verteidigung zu machen. So versetzt Brigance am Prozeßtag die Geschworenen mit großer Suggestivkraft in die Seele des vergewaltigten Opfers und fordert sie auf: »Jetzt stellen Sie sich vor, sie wäre eine Weiße!« Aber nicht als Theater-Coup, der den Geschworenen drastisch ihre rassistischen Vorurteile vor Augen führen sollte, ist diese Weisung gedacht, sondern im Gegenteil als ein Mittel, die Identifizierungsblockade aufzuheben. Und natürlich sprechen sie den Angeklagten frei. Die Nachvollziehbarkeit einer Tat wird somit vom Ex-Anwalt Grisham, vorbei an Wahrheit, Fakten- und Gesetzeslage, zum entscheidenden juristischen Kriterium gemacht.

Mit dieser Mißachtung des Gerichts illustriert »Die Jury« nur ein weiteres Mal die ideologische Entzauberung des Kapitalismus durch den Kapitalismus selbst und bringt darüber hinaus mit seinem postpolitischen Mix aus liberalen und reaktionären Anliegen die Clinton-Ära treffend auf den Punkt.

Konkret 11/96, S. 73

Dietrich Kuhlbrodt

Film & Theater

Cemile

Regie: Ismet Elci; mit Lale Mansur, Talat Bulut, Tuncel Kurtiz; Deutschland/Türkei 1996; 83 Minuten; Starttermin unklar

»Verstößt du mich, Vater?« fragt der Sohn bang. Und dann stellt der starrsinnige Aga seine Bedingungen: »Entweder du verstößt die Frau, oder sie trägt mir einen Enkel aus.« Drei Mädchen hat sie schon, aber das zählt in Anatolien nicht. Da schleppt sich die hochschwangere Cemile auf einen Berg und stürzt hinab. Es ist hoffnungslos. Aber nicht ganz. Denn ein Esel findet sich, der die geschundene Frau von dannen trägt. Ende des Sohn-Vater- resp. Stadt-Land-Dramas.

Regisseur Ismet Elci (»Dügün – die Heirat«) lebt seit 18 Jahren in Berlin. Und er hat Heimweh. Oder der deutsche Kameramann (Andreas Bergmann) hat Fernweh. Oder beides. Denndie schwärmerischen Landschafts-totalen, die stimmungsvollen Sonnenauf- und -untergänge, die säuberliche Dorffolklore, die Bilderbuchaufnahmen von den fusselfreien Traditionskostümen – all das plakativ und liebevoll abgelichtete Landleben verweist auf ein offenes Einverständnis mit den erztraditionellen Zuständen im Herzen der Türkei. Die überirdisch schönen Blut-und-Boden-Bilder dementieren auf das Heftigste die intellektuelle Absicht des Films, Rückschritt und Frauenfeindlichkeit zu geißeln.

Wie Folklore-Models spielen die türkischen Schauspielerinnen ihre Dorfrollen. Auch beherrschen sie nicht das Kurdische, wie der Regisseur nach der Aufführung auf dem Hamburger Filmfest erklärte. Ein Problem, da doch das Wort »kurdisch« zweimal im Dialog auftaucht? Mitnichten, erfuhren wir, denn diese Hinweise wird die Produktion vor dem Einsatz des Films in der Türkei herausnehmen. »Das zensieren wir«, erklärte Ismet Elci zuversichtlich. Als entbehrlich bezeichnete er auch die kurzen Szenen von der Teilnahme seines Helden an der Demonstration »einer politischen Vereinigung« (Dialog) in Istanbul sowie von der Ablehnung des Asylantrages in Berlin. Die Eingangssequenzen hätten für den Berlin-Bezug (und damit für die Förderung durch Berlin-Brandenburg) ihren Dienst getan, erfahren wir. Und falls beim Europäischen Filmfonds jemand gedacht haben sollte, mit »Cemile« einen kurdischen Film gefördert zu haben, so lernen wir weiter, daß der Film sowieso ohne politische Implikationen funktioniere. Der Sohn, der befürchtet, verstoßen zu werden, könne auch ein, sagen wir, Dieb gewesen sein. Auch rein türkisch sei sein Hoffnungsmärchen zu erzählen. – So allgemeingültig also, wie der eines Zwischentitels gewürdigte Spruch: Jedes Schaf wird an seinem eigenen Bein aufgehängt.

Der Berliner Ventura-Verleih denkt noch über den Einsatz des Films in Deutschland nach.

Konkret 11/96, S. 73

Kay Sokolowsky

Film & Theater

Last Man Standing

Regie: Walter Hill; mit Bruce Willis, Christopher Walken, Bruce Dern; USA 1996; 103 Minuten; ab 31.10. im Kino

Die große Zeit von Walter Hill ist vorbei; und niemand weiß das besser als er selbst. So unbestritten der Champ des amerikanischen Actionfilms wie zu Zeiten von »Driver« und »Nur 48 Stunden« wird Hill nie wieder sein. Der Nachwuchs, der bei ihm gelernt hat, Verfolgungsjagden und Shootouts zu inszenieren, bekommt längst die höheren Budgets – und die bessere Werbung.

Hills letzte Werke – zumal »Wild Bill« (1995), ein in den USA hochgelobter und geflopter Anti-Western, der nie in deutsche Kinos kam – sind denn auch von Nostalgie durchtränkt. Sie finden an Orten statt, deren einstige Grandeur lange verfallen ist, präsentieren Helden, die schon zu Lebzeiten legendär, also Vergangenheit sind, und verbeugen sich ostentativ vor den Klassikern, vor Don Siegel, Hawks und Ford. Und nun vor Sergio Leone. Denn »Last Man Standing« ist das Remake eines Remakes: Der Fremde ohne Namen nennt sich diesmal John Smith, das morsche Grenzdorf, dem er den Rest gibt, heißt Jericho, der junge Clint Eastwood wird von Bruce Willis gespielt, und »Für eine Handvoll Dollar« müssen ca. 50 Gangster in den Staub beißen, der durch die Szenen weht wie brauner Nebel.

Daß Hill sich in den Credits auf Kurosawas »Yojimbo« beruft, hat kaum mehr als rechtliche Gründe. Die Geschichte vom zynischen Einzelkämpfer, der zwei verfeindete Verbrecherbanden gegeneinander ausspielt, um seinen Schnitt zu machen, interessiert Walter Hill, weil sie, in Leones Inszenierung, ein ganzes Genre revolutionierte. Voller Ehrfurcht vor dem Meisterwerk pflastert er »Last Man Standing« mit den Manierismen des »Dollar«-Regisseurs: dramatische Großaufnahmen, schön schäbige Kulissen, Waffenerotik.

Die hohe Stilsicherheit Hills und seine steppentrockene Ironie sorgen dafür, daß der Film keine peinliche, sondern eine kongeniale Hommage geworden ist. Dazu verlegt er die Handlung in die 1930er: John Smith fährt einen Ford T, die Gangs, die er aufreibt, verdienen an der Prohibition, und darauf, daß der alte Western (den niemand lieber als Hill neubeleben möchte) tot ist, verweist uns nicht nur der ausgebleichte Sepiaton der Bilder, sondern schon in der Eröffnungsszene der Kadaver eines Pferdes, das fliegenumschwirrt auf der Haupt-, d.h. der einzigen Straße von Jericho verrottet.

Niemals freilich, da darf man sicher sein, hätte Hill diesen Film gedreht, wäre ihm Willis als der »Last Man Standing« verwehrt worden. Das lakonische Genuschel, der brachiale Charme, die ebenso exzessive wie unlustige Gewalttätigkeit, das auf Schmerz und Wunden gleichsam abonnierte Fleisch von John Smith passen so genau zu den originären Starqualitäten Willis' (s. KONKRET 5/96), daß seine Hoffnung, »mit dieser Figur Neuland zu betreten«, sich durchaus nicht erfüllt, zum Glück. Es hat, seit Eastwood, keinen Schauspieler gegeben, der so glaubwürdig unglaubwürdig brummen konnte: »I was born without a conscience.«

Konkret 11/96, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wer sagt das?:

Schade, daß es heute keinen Karl Kraus gibt.

Das kann jeder sagen (obwohl 999 von 1000 Schreibern es besser lassen sollten). Die Fortsetzung

Welch herrlichen Stoff für eine Satire hätte ihm das Stichwort geliefert...

reduziert den Kreis der Verdächtigen auf jene 998, die noch keine Zeile von Karl Kraus gelesen haben und deshalb nicht ahnen, warum nicht das Stichwort ihm den herrlichen Stoff für eine Satire geliefert hätte, sondern allenfalls der Stichwortgeber. Es waren nämlich schon zu seiner Zeit die lautesten Rufer nach Satire die Leute, die zu ihr keine andere Beziehung hatten als die des geborenen Objekts, weshalb die Marion Dönhoff dreimal täglich ihren masurischen Hausgöttern danken sollte, daß es heute keinen Karl Kraus gibt, sondern im Gegenteil eine Alice Schwarzer.

Die »Hamburger Morgenpost«, die von sich sagt, sie sei eine »moderne Großstadtzeitung«, und zum Beweis eine mittlere Hundewiese am Gorch-Fock-Wall »Hamburgs Central Park« getauft hat, macht immer so weiter. Den in Hamburg ansässigen Pianisten Gottfried Böttger, der ein wahrer Otto Klimperer ist, hat sie jetzt einen

Klavier-Genius

genannt. Halbherzig, wie ich finde. Warum nicht Tasten-Gott? Merkt doch keiner. Der Kollege Sportredakteur zeigt, wie`s geht:

Mit seinem vierten As holt er sich das vorentscheidende Break zum 5:2.

Breaks holt man sich bei eigenem Aufschlag, so sind nun mal bei der »modernen Großstadtzeitung« die Regeln, und die gelten natürlich auch im Leitartikel, wo eine Ira Panic die Stimme der modernen Großstadt gegen die Rechtschreibreform erhebt und warnt:

Die Schulbücher drucken bereits...

Aber keine Panic, Frau Panick, Sie sollen doch gar nicht reformiert werden! Sie werden ihre schönen Sätze in Ihrer modernen Großstadtzeitung auch dann noch veröffentlichen können, wenn die Schulbücher bereits gedruckt haben.

Von dem »gemeingefährlichen Schwachsinn« (Stefan Ripplinger), den die Damen und Herren Bürgerrechtler aus der ehemaligen DDR, angeführt von den Bundestagsabgeordneten Vera Lengsfeld und Konrad Weiß, in ihrer Erregung über den Fortsetzungsroman »Der Barbier von Bebra« von Wiglaf Droste und Gerhard Henschel abgesondert haben, war schon (KONKRET 9/96) die Rede. Weil aber gemeingefährlich schwachsinnig in friedlichen Revolutionär-Innenkreisen nie gemeingefährlich schwachsinnig genug sein kann, mußte in der »Tageszeitung« auch der Jürgen (»Jesus«) Fuchs noch ran, zunächst mit dem Versuch, den Roman lustig fortzusetzen, mit Witzen dieser Güte:

Recht bekannte heroische Gestalten eilten herbei: Hermann Gremliza stellte sich sehr ernst als »Karl Graus« vor, Karl-Eduard von Schnitzler legte süffisant und selbstironisch Wert auf »Sudelede«, der ehemalige polnische Regierungssprecher Urban trug seine Kriegsrechtsuniform... Einzig Gremliza, der hanseatisch bourgeoise Kleinunternehmer mit den großen Plänen wußte nicht...

Wahrlich, es ist Seins wie es singt und lacht, ein Scherz umzingelt den andern, bis dem Verfasser, wie er wohl sagen würde (und schon tausendmal gesagt hat), das Lachen im Halse stecken bleibt, denn:

Sie haben gut getroffen, sie haben in die Eier und ins Gemüt gehauen. Die Stasi plante Liquidierungen, Vernehmer im Knast höhnten wie Droste und Henschel. »Zersetzungspläne« wurden fabriziert und durchgeführt... Droste, Henschel, auch Gremliza von KONKRET und Anderson vom MfS haben eigentlich immer ganz gut getroffen und »sensible Zonen« erkannt. Ich lernte Kasernenhof, Knast, Stasimaßnahmen und letztes Jahr auch die Krebsstation des Virchow-Krankenhauses kennen...

Droste und Henschel mögen ihr Geständnis eigenhändig ablegen, ich beeile mich, bevor die Gesellschaft für das bedrohte Volk die Massengräber der von mir bis zur Schlachtreife gefolterten und ermordeten Bürgerrechtler öffnet, zuzugegeben, daß ich dem Fuchs mehrfach in die Eier bzw. ins Gemüt (wo immer das bei ihm sitzt) gehauen, ihn erst geköpft und dann gehangen, verhöhnt und liquidiert habe. Hier jedoch ist Schluß mit lustig. Gegen ein Meta-Stasi-Opfer, das mit seinen

Karzinomen nach einem schmeißt, läßt sich nicht polemisieren.

Da wir gerade dabei sind: Droste und Henschel schreiben in ihrem Buch ab und zu Sachen, die sie zwar ab-, nicht aber ihren Urhebern zuschreiben, wie diesen Satz über einen Zonendichter:

Die Stasi ist mein Neckermann.

Auf dieser Seite (und nachgedruckt in »Ganghofer im Wunderland«) hatte ich Erich Loest, der behauptet hatte: »Die Stasi war mein Eckermann«, geantwortet: »Die Stasi war sein Neckermann.« Immerhin, man wird gelesen.

Ein Freund schreibt einen Gastbeitrag für die »Beute«, ein Organ der sog. »Kulturlinken«, und kommt darin unter den genius loci:

... eine Maßnahme, die die unvermeidliche linke Nabelschau täglich mit einem Schuß Realität auf den Boden zurückholt.

Aber auch dies Unglück wirft einen Gewinn ab, nämlich die endgültige Antwort auf die Frage, wo diese »Kulturlinke« eigentlich liegt: auf halber Strecke zwischen mir und Theo Sommer.

Wenn deutsche Spießer sich verfolgt fühlen, werfen sie ihren Peinigern gern Begriffe aus der Nazi-Zeit an den Kopf. Und so nennt der »Spiegel« den »von Westdeutschenverbreiteten Unsinn einer Ost-Iden-tität« nicht einfach einen Unsinn, sondern in Überschrift, Lauftext und Ankündigung gleich dreimal

Die neue deutsche Sippenhaft

Die Absicht, ostdeutsches Leiden an einem Wort mit der KZ-Haft gleichzusetzen, zu der die Nazis Familienmitglieder von geflüchteten Kommunisten verurteilt hatten, wird leider ein wenig gestört durch die unglückliche Liebe, die Ossis wie Wessis von der deutschen Sprache trennt: Sippenhaft heißt, wie sogar der Duden weiß, »die Haftstrafe für jemanden, der der Sippenhaftung unterworfen wird«, während das, was der »Spiegel« dreimal Sippenhaft nennt, dreimal Sippenhaftung war.

In den Ersten Weltkrieg zogen die Deutschen mit Friedrich Krupps »dicker Berta«, in den nächsten sollen sie mit Frau Schwarzers toller »Emma« ziehn:

Im Sommer wurde die Frage »Frauen an die Waffen« heftig diskutiert. Dabei argumentierten die meisten »Fortschrittlichen« reaktionär und zunehmend mehr Konservative fortschrittlich,

und nicht etwa abnehmend mehr, wie bei der Brigitte-Diät. Wenn aber ein heftiger Diskutant, gleich ob fortschrittlicher Konservativer oder reaktionärer Fortschrittlicher, zweifelt, ob der Wunsch, Menschen, wenn auch nur Ausländer, totzuschießen, wirklich die Herzen der Frauen hüpfen lassen könne, antworte ich ihm mit einem Refrain von Walter Kollo, 1914:

Der Soldate, der Soldate

ist der schönste Mann bei uns im Staate.

Drum schwärmen auch die Mädchen sehr

für das liebe, liebe, liebe Militär,

während ich meine geringe Beliebtheit bei den »Emmas« dem Makel verdanke, daß ich nicht gedient habe.

Der gleich nach dem Bundeskanzler und vielleicht noch vor dem Präsidenten der USA wichtigste Politiker der uns bekannten Welt ist der stellvertretende Landrat von Rügen. Jedenfalls in der Hamburger Wochenzeitung »Die Zeit«. Einem ganzseitigen Porträt und mehreren ausführlichen Berichten, diese epochale Erscheinung betreffend, folgte zuletzt ein Dreispalter, der erschöpfend die brennende Frage erörterte, »warum der stellvertretende Rügener Landrat beurlaubt wurde«, und darin der schöne Satz:

Natürlich ist der Außenbereich das heiße Objekt der Begierde.

Gemeint war das Objekt der heißen Begierde, doch eben diese feine Differenz zwischen Sagenwollen und Schreibenkönnen ließ leicht erraten, welcher Szene der Vizelandrat und sein Biograph entlaufen sein dürften. Und richtig: Udo Knapp, der vielfach Gemalte, hat es vom Revolutionär erst zum Assistenten einer grünen Bundestagsabgeordneten und schließlich zum stellvertretenden Landrat in Diensten der SPD gebracht, wobei Klaus Hartung, sein liebevoller Maler, den Freund aus alten SDS-Tagen treulich schreibend begleitet und in der »Taz« so ausdauernd mit Ruhm bekleckert hat, bis dieser schließlich seine Karriere als stellvertretender Landrat im Beitrittsgebiet krönen konnte und jener die seine als

stellvertretender Landratsbiograph in der »Zeit«, also sozusagen direkt in dem Innenbereich, der stets das heiße Objekt ihrer Begierde war.